



## 2 EDITORIAL

### WISSENSCHAFT & FORSCHUNG

- 4 Öffentlichkeitsarbeit im Wandel der Zeit
- 8 Projekt OnTOP – Das Mögliche möglich machen

### DENKANSTÖSSE

- 16 Lieber Vincent
- 20 Federlesen

### GEDICHTE

- 3 Wahrheit
- 30 70 Jahre danach – Gedichte und Gedanken
- 36 Kopfweiden an Niederrhein
- 36 Windgeneigt
- 37 Mückenmobile
- 37 Standhaft
- 37 Trost

### KULTUR : BILDUNG : LEBEN

- 18 Frau Katja

### ZEIT

- 12 Getrude L. Bell – Königin der Wüste
- 22 Vor siebzig Jahren – Ende des Zweiten Weltkrieges
- 25 Kohlenklau
- 28 Der Laden
- 32 Kriegskindheit im Erkelenzer Land
- 42 Nicht das Metermaß

### RAUM

- 38 Grönland – Segelexpedition nach Thule

### MUNDART

- 44 Dä kleene clevere Koalemann
- 45 Su'emerr-Morejje
- 46 Dä Tiet mot senn
- 47 Kenger

## 48 IMPRESSUM

# LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!

---

*Es ist mal wieder soweit, ein weiteres Jubiläum steht an, diesmal für unser Generationenmagazin ZwischenTöne. Im Herbst dieses Jahres jährt sich die Gründung von ZwischenTöne zum 15. Mal. Das Magazin wurde im Wintersemester 2000/2001 ins Leben gerufen. Zur konstituierenden Redaktionssitzung am 24. Oktober 2000 trafen sich sechs GasthörerInnen des FAUST-Gasthörerprogramms sowie ein Dozent, eine Studierende und zwei MitarbeiterInnen des Fachbereichs Sozialwesen. Das Redaktionsteam wuchs in den folgenden Wochen auf insgesamt dreizehn Personen an, jetzt sind es immerhin noch neun aktive Redakteurinnen und Redakteure. Die erste Ausgabe erschien dann am 29. Januar 2001.*

*Für alle stand fest, ZwischenTöne sollte ein Sprachrohr für alle Angehörigen der Hochschule sein, für Studierende, DozentInnen, MitarbeiterInnen, insbesondere aber für die GasthörerInnen des FAUST-Gasthörerprogramms, deren Interessen und Bedürfnisse thematisiert werden sollten. Als Ziel wurde sich gesetzt, den Austausch von Gedanken, Ideen, Sichtweisen, Kompetenzen und Erfahrungen zwischen den verschiedenen Generationen unserer Gesellschaft zu fördern. Dabei sollte unter den Überschriften „Kultur“, „Bildung“ und „Leben“ eine Verbindung zwischen wissenschaftlicher Theorie, erlebter und angewandter Praxis und eigener Lebenserfahrung geschaffen werden. So steht es heute noch in den Leitlinien des Magazins ZwischenTöne.*

*Nach 15 Jahren erhalten wir immer noch sehr viel positive Resonanz aus der Leserschaft, kritische Töne gibt es selbstverständlich auch. Daraus lernen wir – aus den positiven und kritischen Rückmeldungen.*

*Auf der nächsten Semestereröffnung zum FAUST-Gasthörerprogramm am 30.09.2015 werden wir mit einer kleinen Lesung an unser Jubiläum erinnern. Vielleicht haben Sie ja Zeit dabei zu sein. Nähere Informationen finden Sie im FAUST-Programmheft.*

*In den Anfängen hat uns seinerzeit der Pressereferent der Hochschule Niederrhein Rudolf Haupt sowie die Studentin Regina Maronn-Messu unterstützt, schließlich war das Zeitungsmachen Neuland für uns. Dafür sind wir heute noch dankbar. In Erinnerung daran haben wir unseren heutigen Pressereferenten Dr. Christian Sonntag gebeten, das Thema Öffentlichkeitsarbeit im Wandel der Zeit vorzustellen. Von damals bis heute hat sich doch einiges verändert – seien Sie gespannt!*

*Jetzt bleibt uns noch, Ihnen viel Freude bei der Lektüre zu wünschen, wie immer erwartet Sie eine Vielfalt von Themenstellungen, die sich mit unserer Vergangenheit, mit unserer Gegenwart und unserer Zukunft auseinandersetzen.*

*Herzlichst  
Sigrid Verleysdonk-Simons  
und das Redaktionsteam ZwischenTöne*

*P.S.*

*Zur Erinnerung hier noch einmal die Namen  
der Redakteure der ersten Stunde:  
Chefredakteur: Prof. Dr. Engelbert Kerkhoff  
Redakteurinnen und Redakteure: Gabriele Banerjee,  
Christel Gerlings, Dr. Walter Hendrix,  
Hans-Jürgen Herzog, Charlotte Karsch,  
Regina Maronn-Messu, Birgit Palm, Franz-Josef  
Schmitz, Friedhelm Schmitz, Dr. Werner Schneider,  
Rudolf Schreur, Alexandra Seidel, Albert Verleysdonk,  
Sigrid Verleysdonk-Simons.*

## ZWISCHENTÖNE

### Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum  
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“  
Hochschule Niederrhein

WAHRHEIT  
VON ALBERT VERLEYS DONK

Ein Blatt  
Ein Ahornblatt  
Erst ist es grün  
Hat seinen festen Platz  
Gewiss am Baum  
Dann wird es Herbst  
Dann wird es gelb  
Mal rot mal braun  
Wie's ihm gefällt  
Fällt ab vom ersten Herbststurm  
Losgelöst von allen Fesseln  
Weht hierhin, dorthin  
Hin und her im freien Flug  
Flugs denkt es  
Oh wie schön ist diese Welt  
Doch schon am anderen  
Regnerischen Morgen  
Liegt es verklebt  
Auf nassem schmutzigem Asphalt  
Wird fortgespült  
War kurz ein Traum  
War und vorbei



foto // sharon ang // pixabay.com // CC0

# ÖFFENTLICHKEITSARBEIT im Wandel der Zeit

Die Medienlandschaft ist im Umbruch. Damit ändert sich auch die Rolle der Pressesprecher und Kommunikationsverantwortlichen. Früher haben sie die Presse mit Infos versorgt – heute wenden sie sich über die neuen Medien direkt an die Öffentlichkeit.





## VON CHRISTIAN SONNTAG

PRESSEREFERENT DER  
HOCHSCHULE NIEDERRHEIN

Vor wenigen Wochen kam es in der Diskussionsliste der Hochschulpressesprecher in Deutschland zu einem interessanten Streitgespräch: Die Altvorderen, die in den 80er Jahren die Strukturen für eine professionelle Pressearbeit in den Hochschulen und Universitäten aufgebaut hatten, beklagten fehlendes Arbeitsethos, mangelnden Mut und eine „Was bringt mir das“-Haltung bei den Pressesprechern der jetzigen Generation. Diese seien angepasst, weichgespült, Konflikten mit ihrer Hochschulleitung gingen sie lieber aus dem Weg.

Zwischen den Zeilen stand freilich noch eine weitere Botschaft: Während Ihr im gemachten Nest sitzt, haben wir damals in mühevoller Arbeit die Strukturen erst aufgebaut, die Euch heute die Arbeit erleichtern.

Die Antwort eines Kommunikations-Verantwortlichen einer großen Universität folgte prompt: Die Arbeit in den Pressestellen sei vielschichtiger und komplexer geworden, die Zeiten hätten sich eben geändert. Im Übrigen müsse er sich für seine kurze Antwort entschuldigen, er habe keine Zeit, müsse jetzt noch schnell einen Tweet absetzen.

Treffender als mit diesem Bild kann man die sich verändernde Arbeit in Pressestellen von Hochschulen und Universitäten oder anderen öffentlichen Einrichtungen und Unternehmen nicht beschreiben. Die Pressesprecher von heute sind wahre Cross-Media-Experten, sie setzen auf Twitter Kurznachrichten mit einer maximalen Länge von 140 Zeichen ab, sie posten Bilder und Texte auf Facebook und diskutieren mit ihren Kunden, stellen Filme auf youtube – und ja, sie schreiben auch noch Pressemitteilungen, die sie an die regionale Presse versenden, beantworten Journalistenanfragen, vermitteln Experten, organisieren, schreiben und redigieren das hauseigene Magazin, verfassen

den Newsletter für die Mitarbeiter und laden auch noch zu Pressekonferenzen ein. Wobei sie letzteres immer seltener tun – denn es kommt kaum noch jemand.

Keine Frage: Der Veränderungsdruck auf die Kommunikationsabteilungen wächst. Um beim Beispiel Hochschule zu bleiben: Dort sind Marketing, Reputationsmanagement und Social Media-Kommunikation nur einige der neuen Herausforderungen, denen sich die Pressesprecher stellen müssen. Die nächsten Diskussionsfelder sind längst eröffnet: Hochschulen sollen sich jetzt auch auf dem Feld der politischen Kommunikation zunehmend professioneller bewegen. Oder: Brauchen Hochschulkommunikatoren künftig eigentlich noch Papier für ihre Arbeit, wenn eine der Kernzielgruppen, die Studierenden, Texte nur noch auf dem Smartphone oder dem Tablet lesen?

### *Recherchieren, Schreiben, Reden*

Trotz des Veränderungsdrucks bleibt eins gleich: der Kern der Arbeit eines Pressesprechers. Es ist sinnvoll, in turbulenten Zeiten, in denen man permanent in Sorge ist, den nächsten Trend nicht zu verpassen, dies noch einmal in Erinnerung zu rufen. Was ist eigentlich die wesentliche Aufgabe von Pressesprechern? Kurz

gesagt: Interessante Vorkommnisse der jeweiligen Institution der Öffentlichkeit mitzuteilen. Tue Gutes und rede darüber, der alte Leitspruch von PR und Öffentlichkeitsarbeit hat nichts von seiner Gültigkeit verloren. Pressesprecher sind die ersten Journalisten vor Ort, sie recherchieren, sie fahnden nach Geschichten im Unternehmen, sie machen aus Ereignissen eine Nachricht, sie finden den Kern der Information, der die Journalisten elektrisiert und die Öffentlichkeit interessiert. Dann bereiten sie das Ganze auf, schreiben eine nach journalistischen Regeln verfasste Nachricht (Pressemitteilung) und verschicken diese an die Redaktionen. Neben dieser aktiven Medienarbeit sind sie auch gefragt, wenn sich Journalisten für das Unternehmen interessieren: Sie sind zentrale Anlaufstelle für alle Journalisten, geben Auskünfte, vermitteln Experten aus dem eigenen Haus oder stellen sich selbst vor die Kamera und liefern den begehrten O-Ton, mit denen Radio- und Fernsehjournalisten ihre Geschichten anreichern. Wenn es zu krisenhaften Situationen kommt und es gerade wenig Gutes gibt, über das zu berichten wäre, sind sie erst recht gefragt. Dann kommt ein anderer alter PR-Leitspruch zum Tragen: nie alles zu sagen, was man weiß, aber stets gut zu wissen, was man sagt. Worte genau wägen, auch das ist seit jeher eine wichtige Aufgabe für Pressesprecher.

## Vom Fax zu Facebook

Und dennoch hat sich die Arbeit von Pressesprechern in den vergangenen 20 Jahren fundamental geändert. Beispiel Hochschulen: 1995 hatten diese in der Regel noch kein Corporate Design, kein einheitliches Erscheinungsbild. Per Fax schickten die Pressesprecher, die es damals an vielen Hochschulen und Universitäten erst seit wenigen Jahren überhaupt gab, Pressemitteilungen an die Redaktionen. Dort wurden sie von Schreibkräften aufgenommen und in die Redaktionssysteme eingestellt. Die Schreibkräfte gibt es nicht mehr, wie übrigens auch die Setzer, die nach der Vorgabe der Redakteure die Artikel und

Fotos auf die Seiten setzten. Ende der 90er Jahre rüsteten die Zeitungsverlage ihre Redaktionssysteme um – seitdem layouten die Redakteure die Seiten am Bildschirm direkt selbst. Für die Pressestellen ist es seitdem einfacher, ihre Mitteilungen direkt an die Redakteure zu bringen. Eine Mail genügt und schon poppt die Meldung direkt auf dem Bildschirm des Redakteurs auf.

Der direkte Zugang zum Redakteur ist heute selbstverständlich. Aber er ist nichts im Vergleich zu den Möglichkeiten, die die neuen sozialen Medien bieten: den direkten Zugang zur Öffentlichkeit ohne Umweg über die Journalisten, die die Informationen erst filtern und dann nach ihren professionellen Kriterien aufbereiten und veröffentlichen. Die Journalisten verlieren dadurch ihre so wichtige „Gatekeeper“-Funktion – sie haben nicht mehr das Monopol der Meinungen. Am besten lässt sich das an der Kommentarfunktion ablesen, die nahezu unter allen von Journalisten veröffentlichten Online-Artikeln zu finden ist. Dort kommentieren Leser ungefiltert die Berichte der Journalisten, können beleidigen oder abstruse Meinungen vortragen und stehen damit auf derselben Ebene wie der Journalist, der seinen nach professionellen Regeln geschriebenen Text an eben dieser Stelle veröffentlicht hat. Kein Wunder, dass die großen Zeitungen in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit immer irrelevanter werden. Sie graben sich ja selbst das Wasser ab, sorgen dafür, dass ein Heribert Prantl von der Süddeutschen Zeitung auf der gleichen Ebene veröffentlicht wie der Leser XY oder sagen wir besser: wie ein x-beliebiger User.

## Keine Angst vor Transparenz

Die neue Gleichheit im Netz ist durch den Zuwachs der sozialen Netzwerke noch verstärkt worden. Hier twittern, posten und schreiben alle auf einer Ebene. Das haben natürlich auch die Pressestellen erkannt, die die neuen Medien exzessiv nutzen. Die tägliche Twitter-Nachricht gehört heute ebenso zum Berufsalltag des Pressesprechers wie das Posting auf



Dr. Christian Sonntag ist seit 2010 Pressesprecher der Hochschule Niederrhein und leitet dort seit Ende 2014 das Referat Hochschulkommunikation.

Der 40-Jährige hat Geschichte, Journalistik und Politik studiert und über die Medienkarrieren Hamburger Nachkriegsjournalisten promoviert. Er volontierte bei der Rheinischen Post und war dort bis 2010 als Redakteur tätig.

Facebook. Zwischen Hochschulleitung und Öffentlichkeit steht heute nicht mehr in erster Linie die regionale Tageszeitung, das Lokalradio oder der TV-Sender. Die Sozialen Netzwerke haben sich massiv dazwischen gedrängt. Sie haben – zumindest was die Zielgruppe Studierende angeht – die herkömmlichen Massenmedien dabei sogar verdrängt.

Das bringt viele Vorteile mit sich: Die Hochschulen kommunizieren über Facebook oder Twitter direkt mit ihren Studierenden. Und dies ist keine einseitige Kommunikation, die von oben nach unten verläuft, sondern ein Dialog auf Augenhöhe. Für die Präsidien und Rektorate war das anfangs neu und ungewohnt, und manche von ihnen betrachten den Umgang – auf Facebook sagt man Du – auch heute noch skeptisch. Hochschulen sind durch die Nutzung sozialer Medien transparenter geworden – ein Student, der sich öffentlich darüber beklagt, dass sein Seminar zu voll ist, bekommt direkt eine Antwort. Das Problem der Hochschule, nicht genügend Plätze für ein Seminar zur Verfügung gestellt zu haben, wird im Anschluss öffentlich diskutiert.

Hochschul- oder Geschäftsleitungen, die früher ihren Pressestellen im Falle einer krisenhaften Situation die Devise ausgegeben haben, bloß nichts den Journalisten zu erzählen, kann diese Entwicklung nicht gefallen. Es ist wie das Prinzip „Bild“, das Springer-Chef Mathias Döpfner im Jahr 2006 so beschrieben hat: „Wer mit ihr im Aufzug nach oben fährt, der fährt auch mit ihr im Aufzug nach unten.“ Auf die sozialen Medien übertragen bedeutet das: Wer sich in die neue Medienlandschaft begibt, muss akzeptieren, was damit einhergeht: Transparenz, Offenheit, Angreifbarkeit. Mit anderen Worten: Man muss auch mal bereit sein, sich selbst in Frage zu stellen. Für Chefs, ganz gleich ob wir jetzt von Hochschulen oder Unternehmen sprechen, kann dies einen Kulturschock bedeuten.

Wer sich darauf einlässt, kann viel gewinnen. Nämlich den direkten, unverfälschten Zugang zu seinen Studierenden, die ja einen nicht unwesentlichen Teil der Zielgruppe der Hochschulleitung ausmachen. Aber damit sind wir auch schon beim nächsten Thema – es gibt noch andere Zielgruppen, die eine gut aufgestellte Hochschulkommunikation bedienen muss. Da ist zum Beispiel die regionale Öffentlichkeit, die Unternehmer, Politiker, Entscheider, Lehrer und natürlich immer wieder: Eltern. Sie sind (noch) nicht auf Facebook, sie informieren sich (noch) in erster Linie über die klassischen Medien: Radio, Fernsehen, Zeitung. Und hier kommen denn auch die Journalisten ins Spiel, auf die wir als Pressesprecher immer noch angewiesen sind.

## Pressekonferenzen ohne Presse

Denn natürlich beantworten Pressesprecher noch immer in erster Linie Journalisten-Anfragen und vermitteln Kontakte zu Professoren, die gerne als Experten zu aktuellen Themen befragt werden. Aber sie sind dabei nicht mehr die Agierenden, sie reagieren oft nur. Wie die Journalisten übrigens auch, die keineswegs immer über intensive Recherche und lange Gespräche auf ein Thema stoßen, sondern

sich Modethemen anschließen. Nach dem Motto „Wir wollen die Geschichte jetzt noch mal ganz anders erzählen“ ähneln sich diese Anfragen dann sehr. Der Sog der Modethemen ist so stark, dass ein bewährtes Hausmittel deutscher Pressesprecherrunden auch nicht mehr funktioniert: die Pressekonferenz oder das Pressegespräch.

Ihr Ziel ist klar: Unternehmen oder Institutionen möchten selbst die Agenda bestimmen, möchten den Journalisten die Themen vorgeben, über die sie berichten sollen. Es demonstriert Selbstbewusstsein und Bedeutung, wenn man die Journalisten zu sich ins Haus holt und ihnen dann die Welt erklärt. Das Problem ist nur: Immer öfter bleiben die Journalisten aus, die Sache mit der Relevanz kann zum Eigentor werden. Peinlich, peinlich, wenn gar kein Journalist mehr kommt und man so die eigene Bedeutungslosigkeit vor Augen geführt bekommt. Aber ist das wirklich so? Nicht selten erreichen die Pressesprecher kurz vor Beginn der Pressekonferenz immer noch ein paar Anrufe gestresster Redakteure: „Wir schaffen das nicht, jemanden vorbeizuschicken, aber lassen Sie uns ihren Presstext anschließend zukommen!“

Der Bedeutungsverlust der klassischen Massenmedien macht sich hier ganz konkret bemerkbar: Lokale Zeitungen, Radio- und Fernsehsender sind gezwungen zu sparen, auf freie Mitarbeiter wird häufiger verzichtet, die Redakteure haben in der Regel keine Zeit für Außentermine. Die Presselandschaft am Niederrhein ist in den vergangenen fünf Jahren merklich geschrumpft. Die Westdeutsche Zeitung bezieht in Mönchengladbach ihre Inhalte komplett von der Rheinischen Post. Die lokalen Radiosender haben pro Tag nur noch einen Reporter, der sämtliche Termine abdecken muss. Die Anzeigenblätter haben wenig Platz für die oft komplexen Inhalte, die eine Hochschule vermittelt. Wer gute Pressemeldungen schreibt, spürt das als erstes: Warum sollten wir da hingehen, wenn wir kostenlos einen brauchbaren Text bekommen können?

## Herausforderungen

Die Medienlandschaft hat sich in den vergangenen 20 Jahren explosionsartig verändert, und es ist nicht davon auszugehen, dass das Tempo der Veränderung künftig langsamer wird. Schon wird darüber debattiert, dass die nachkommende Oberstufenschüler-Generation Facebook nicht mehr als ihr Hausmedium ansieht. Youtube wird wichtiger, Messenger-Dienste wie WhatsApp drängen nach vorne. Darauf werden sich die Kommunikationsabteilungen einstellen müssen. Gleichzeitig dürfen sie den Kern ihrer Arbeit nicht aus den Augen verlieren. Es geht auch darum, komplexe Inhalte zu vermitteln. Facebook oder Twitter taugen dafür nur bedingt. Auf qualitativ gute Zeitungen sind gerade Hochschulen weiterhin angewiesen. Sie brauchen Journalisten, die die Relevanz von Wissenschaft erkennen und in der Lage sind, sie ihrem Publikum zu vermitteln. Wer als Pressesprecher über ein Marketing-Budget verfügt, sollte gut abwägen, wen er hin und wieder mit teuren Anzeigen beglückt: das kostenlose Anzeigenblatt oder die vielleicht letzte noch verbliebene regionale Tageszeitung, die auch mal Platz hat für ein längeres Stück über das jüngste Studierenden-Projekt.

*So viele Möglichkeiten wie nie und noch nie so machtlos.*



Pressesprecher haben heute wahrscheinlich so viele Möglichkeiten wie nie zuvor, Einfluss zu nehmen. Und sie waren wahrscheinlich noch nie so machtlos wie heute, wo dank der sozialen Medien aus jeder schlechten Nachricht innerhalb weniger Stunden ein Shitstorm werden kann, der alles hinwegfegt, was ein Unternehmen an Reputation zuvor aufgebaut hat. Pressesprecher spielen mit in der neuen Welt der sozialen Netzwerke und jonglieren dabei mit mehreren Bällen. Aber wenn es hart auf hart kommt, sind sie ihnen ausgeliefert.

# Projekt OnTOP

## Das Mögliche möglich machen

Die Hochschule Niederrhein unterstützt zugewanderte Akademikerinnen und Akademiker. Seit März 2015 beteiligt sich das Institut SO.CON mit seinem Projekt „OnTOP/HN“ am bundesweiten Förderprogramm „Integration durch Qualifizierung“ (IQ). Akademikerinnen und Akademiker mit ausländischen Abschlüssen, die entweder keine Arbeit in Deutschland finden können oder aber nicht qualifikationsadäquat beschäftigt sind, werden in sogenannten Brückenmaßnahmen nachqualifiziert. Potentielle Arbeitgeber sollen auf diese Weise von der Aktualität und Vergleichbarkeit der Fachkenntnisse überzeugt werden.





## VON FLAVIA NEBAUER & STEFANIE WOLGAST

INSTITUT SO.CON // INSTITUT FÜR FORSCHUNG  
UND ENTWICKLUNG IN DER SOZIALEN ARBEIT  
// PROJEKT ONTOP // STUDIENPROGRAMM  
FÜR ZUGEWANDERTE AKADEMIKERINNEN  
UND AKADEMIKER IN NRW // GEFÖRDERT  
DURCH DAS BUNDESMINISTERIUM FÜR  
ARBEIT UND SOZIALES UND DEN  
EUROPÄISCHEN SOZIALFONDS

Fragen Sie sich auch manchmal, ob der freundliche Croissantverkäufer am Bahnsteig des Hauptbahnhofs vielleicht nicht einen ganz anderen beruflichen Hintergrund hat und dort im zugigen Verkaufsbüchchen gewissermaßen auf dem Nebengleis gelandet ist? Und wer weiß, vielleicht war die Dame mit dem ausländischen Akzent an der Supermarktkasse in ihrer Heimat eigentlich Lehrerin. In Deutschland jedoch musste sie ihren Beruf, der ihr so viel bedeutet, an den Nagel hängen. Was unsere persönlichen Begegnungen im Alltag betrifft, so bewegen wir uns wohl im Bereich der Spekulationen.

### *Croissantverkäufer mit Diplom*

Ein Blick in einschlägige Studien kann aber Auskunft über die Situation der nach Deutschland zugewanderten Akademikerinnen und Akademiker geben. Sie sind überproportional auf niedrig qualifizierte und schlecht bezahlte Tätigkeiten verwiesen. Insbesondere die unzureichende Anerkennung ausländischer Qualifikationsnachweise in Form von Hochschul- und Berufsabschlüssen sowie von Berufserfahrungen erschwert den Arbeitsmarktzugang. Wer sich arbeitslos meldet, wird dann im Zweifelsfall in die Kategorie „Ungelernter“ eingruppiert, auch wenn akademische Abschlüsse vorliegen. Folglich liegen potentielle Arbeitsangebote im niedrig qualifizierten Bereich (vgl. Englmann/Müller 2007, Wilkens/Märker 2014).

Für die Betroffenen ist eine solche Schiefelage verständlicherweise nur schwer zu verkraften. Ist man nicht in der Lage, seinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen, so wird die selbstbestimmte Gestaltung des eigenen Lebens und gesellschaftliche Teilhabe zu einem schwer erreichbaren Ziel. Man entfernt sich unfreiwillig von seinem erlernten Beruf, der aufgrund seiner identitätsstiftenden Bedeutung zentral für das

eigene Selbstverständnis ist. Statt die eigenen Kenntnisse, Kompetenzen und Erfahrungen einbringen zu können, findet man sich in Beschäftigungsverhältnissen wieder, die ausgesprochen unvorteilhafte Arbeitsbedingungen beinhalten, höhere Risiken bergen und eine Dequalifizierung verstetigen. Offenen Auges bewegt man sich in eine berufliche Sackgasse hinein. Von Seiten der Politik wird – natürlich auch vor dem Hintergrund des seit Jahren beklagten Fachkräftemangels – großer Handlungsbedarf gesehen. Um die Ressourcen und Potenziale dieser Menschen nicht weiterhin ungenutzt zu lassen, versucht Deutschland nun den Weg in eine qualifikationsadäquate Beschäftigung wesentlich zu erleichtern und damit einen Gewinn für beide Seiten zu erreichen. Die Zugewanderten sollen Wertschätzung und Anerkennung erfahren und Deutschland soll durch die Integration der Fachkräfte als Wirtschaftsstandort gestärkt werden.

Der Grundstein dafür wurde 1999 gelegt, als der Bologna-Prozess zur Vereinheitlichung von Studiengängen in europäischen Ländern eingeführt wurde. Bisher stellten 47 Mitgliedstaaten ihre Systeme auf analoge Studienstrukturen – Stichwort: Bachelor und Master – mit einheitlichen Angaben

zu Hochschulabschlüssen und Qualifikationen (z.B. „Diploma Supplement“) um. Zwar sind die Dauer und die damit zu erreichenden Credit Points noch immer länderspezifisch, trotzdem wurde ein wichtiger Schritt zur besseren Vergleichbarkeit von Abschlüssen erreicht.

### ■ *Das Anerkennungsgesetz*

In Deutschland wurde dieser Grundgedanke im April 2012 durch die Einführung des Anerkennungsgesetzes erweitert. Laut Paragraf 1 ist das Ziel dieses Gesetzes die Erreichung qualifikationsnaher Beschäftigung für im Ausland erworbene Berufsqualifikationen und damit einhergehend eine bessere Arbeitsmarktintegration. Dadurch ist in Deutschland erstmals ein allgemeiner Rechtsanspruch auf die Überprüfung der Gleichwertigkeit von ausländischen Berufsqualifikationen gegeben.

Besonders für reglementierte, also staatlich anerkannte Berufe, wie beispielsweise Arzt/Ärztin oder Jurist/Juristin, ist eine Anerkennung besonders wichtig, da diese für die Berufsausübung in Deutschland Voraussetzung ist. Für nicht reglementierte Berufe ist die Anerkennung zwar keine Pflicht, jedoch kann sie die Chancen auf eine qualifikationsnahe Beschäftigung erhöhen und damit zu einem beruflichen Aufstieg führen. Denn laut dem Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ) werde ein nicht anerkannter und ein fehlender Abschluss ähnlich negativ bei der Erwerbsintegration bewertet (Brussig et al. 2009, S. 1).

Insgesamt geht die Bundesregierung von 285.000 Menschen aus, für die dieses Anerkennungsgesetz interessant sein könnte. Jedoch hatten seit April 2012 bis Ende 2013 lediglich 26.500 betroffene Menschen in Deutschland einen Anerkennungsantrag in die Wege geleitet (mehr Informationen dazu unter [www.bmbf.de](http://www.bmbf.de) oder [www.erkennung-in-deutschland.de](http://www.erkennung-in-deutschland.de)). Die Dunkelziffer der Anerkennungsgesuche dürfte laut Ilka Sommer jedoch um ein Vielfaches höher liegen, da verschiedene „unsichtbare“ Selektionsmechanismen greifen (Sommer 2014, 30ff). So bekämen beispielweise Menschen, deren ursprünglicher Beruf

## SENIOR-MENTORINNEN UND -MENTOREN

### WILLKOMMEN!

Bei Interesse, unser Projekt zu unterstützen, würden wir uns über eine Nachricht oder einen Anruf von Ihnen freuen. Weitergehende Informationen zum Projekt finden Sie auf unserer Webseite:

// [www.hs-niederrhein.de/forschung/socon/projekte/ontop](http://www.hs-niederrhein.de/forschung/socon/projekte/ontop)  
// [stefanie.wolgast@hs-niederrhein.de](mailto:stefanie.wolgast@hs-niederrhein.de)  
// 02161/186-5708

foto // deathtothestockphoto.com // CC0

mit keinem deutschen Referenzberuf vergleichbar sei, überhaupt keinen Zugang zum Anerkennungsverfahren. Weiter würden Bewerberinnen und Bewerber nicht gezählt, wenn sie die geforderten Unterlagen in einen bestimmten Zeitraum nicht einreichen können. Und teilweise werde ihnen auch von einer Antragstellung in einem Beratungsgespräch abgeraten, weil mittels der bisherigen Angaben keine Aussicht auf Erfolg gegeben sei.

### ■ *Brücken bauen mit OnTOP*

Für neu nach Deutschland zugewanderte Akademikerinnen und Akademiker stellt es eine große Herausforderung dar, herauszufinden, welche beruflichen Möglichkeiten sie auf dem deutschen Arbeitsmarkt haben und was zu tun ist, um den eigenen Qualifikationen entsprechend beruflich Fuß zu fassen. Es verstreicht hierbei oft viel Zeit und nicht immer sind die Bemühungen von Erfolg gekrönt, so dass die mit einem Neuanfang verbundene Motivation nicht selten in Frustration oder sogar Resignation umschlägt.

Dies zu verhindern ist Ziel des Projekts OnTOP. Zu Beginn wird in einer Beratung geklärt, welches berufliche Ziel die Bewerberin oder der Bewerber verfolgen, was diesbezüglich bereits unternommen wurde und wo Nachholbedarf gesehen wird. Es stehen dann grundsätzlich drei Modelle zur Auswahl:

1. Bei der modularen Ergänzungsqualifizierung werden nach Rücksprache mit dem Fachbereich Module ausgewählt, die einen erfolgreichen Einstieg in Arbeit unterstützen. Ein Abschluss wird als entbehrlich gesehen, da z. B. schon sehr gute Abschlüsse und eine langjährige Berufserfahrung vorliegen.

2. Nach Anrechnung der bereits erworbenen Studienleistungen erfolgt eine Einschreibung in ein höheres Semester und somit das Absolvieren eines verkürzten Studiums. Es wird ein deutscher Bachelor- oder Masterabschluss erworben.

3. Bei der Gasthörerschaft werden einzelne Vorlesungen oder Seminare besucht, um z. B. die in Deutschland üblichen Methoden kennenzulernen oder um sich als Quereinsteiger ein Bild von der



*Ich möchte nicht nur  
irgendeine Arbeit machen.  
Ich möchte das machen,  
worin ich gut bin.*

”

*Elektroingenieur  
aus Syrien*

#### Literaturhinweise

/// Brussig, M./Dittmar, V./Knuth, M. (2009): Verschenkte Potenziale. In: IAQ-Report 2009-08. <http://www.iaq.uni-due.de/iaq-report/2009/report2009-08.pdf>, Aufruf: 29.06.15

/// Englmann, B./Müller, M. (2007): Brain Waste – Die Anerkennung von ausländischen Qualifikationen in Deutschland. Augsburg: Tür an Tür – Integrationsprojekte gGmbH

/// Sommer, I. (2014): Ist das Anerkennungsgesetz ein Verkennungsgesetz? Der umkämpfte Wert ausländischer Berufsqualifikationen in Deutschland. Hrsg. Heinrich Böll Stiftung. [https://www.boell.de/sites/default/files/e-paper\\_erkennungsgesetz.pdf](https://www.boell.de/sites/default/files/e-paper_erkennungsgesetz.pdf) Aufruf: 29.06.15

/// Wilkens, I./Märker, F. (2014): Zuwanderung, Integration und Beschäftigung – die aktuelle Debatte. In: Migration und Soziale Arbeit. Ausg. 03. Weinheim: Beltz, S. 1-9

Anschlussfähigkeit der eigenen Kompetenzen zu machen. Zudem kommt die Gasthörerschaft für diejenigen in Frage, die noch nicht über die für ein Studium erforderlichen Deutschzertifikate verfügen.

#### ■ *Deutschkenntnisse verbessern*

Alle Teilnehmenden werden zudem mit einem auf ihre Bedarfe zugeschnittenen Zusatzprogramm unterstützt. Da die Deutschkenntnisse einen Schlüssel zum beruflichen Erfolg darstellen, wird hierauf besonderes Augenmerk gelegt. Mit Hilfe von speziell ausgebildeten Sprachcoaches werden in Einzelsitzungen der Sprachstand ermittelt, Lernziele festgelegt und individuelle Lernstrategien erarbeitet. In Kleingruppen besteht zudem die Möglichkeit, die Deutsch- und fachsprachlichen Kenntnisse zu verbessern.

Überfachliches und methodisches Know-how wird in Workshops vermittelt. Während in der ersten Phase der Projektteilnahme das Thema „wissenschaftliches Arbeiten“ (z.B. Mitschriften

anfertigen, Referate halten, Hausarbeiten schreiben) im Vordergrund steht, wird es später um die Vorbereitung auf den Berufseinstieg gehen. Um von Anfang an eine Orientierung an der Hochschule zu erleichtern, den Austausch mit anderen Studierenden zu befördern und mögliche Schwierigkeiten schnell aufzufangen, werden studentische Mentorinnen und Mentoren eingesetzt.

#### ■ *Individuelle Beratung*

Die individuelle Beratung und Begleitung der Teilnehmenden durch das Projektteam erfolgt während der gesamten Brückenmaßnahme. Eine besondere Herausforderung stellt hier die Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten für den Lebensunterhalt dar, da die Projektteilnahme zwar kostenlos ist, aber kein Stipendium mit einschließt. Als eine besonders hohe Hürde wird sich für viele Interessierte auch das geforderte Sprachniveau erweisen. Die für Hochschulen übliche Zugangsvoraussetzung ist ein durch Zertifikat nachgewiesenes

C1-Niveau (gemäß dem „Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen“).

Neben einem im Ausland erworbenen Studienabschluss, der in Teilen an der Hochschule Niederrhein angerechnet werden kann, sind keine weiteren formalen Voraussetzungen zu erfüllen. So spielen etwa das Herkunftsland oder der Aufenthaltsstatus keine Rolle. Selbstredend wird von einer hohen Motivation und zeitlichen Kapazitäten ausgegangen, um ein insgesamt sehr anspruchsvolles Studienprogramm zu absolvieren – und das Mögliche endlich auch möglich zu machen.



GERTRUDE L. BELL

# KÖNIGIN

DER WÜSTE

Berlinale 2015: Werner Herzog stellt seinen Film „Queen of the Desert“ (Die Königin der Wüste) vor – mit Nicole Kidman als Hauptdarstellerin. Die Kritik<sup>1)</sup> nennt das Werk eine schwülstige Orientsaga, die die tatsächliche Bedeutung der Britin Gertrude L. Bell nicht vermittelt.

Bereits Ende der 90er Jahre las ich die Biographie „Die Königin der Wüste – Das außergewöhnliche Leben der Gertrude Bell“ von Janet Wallach.<sup>2)</sup> Ich las und staunte, was die Autorin über diese Frau, die 1868 geboren wurde, herausgefunden hat.

Der aktuell eskalierende Konflikt in Syrien und dem Irak ließen mich ein zweites Mal zu dem Buch greifen. Ich stellte erstaunt fest, wie wenig sich seither geändert hat. Der Nahe Osten ist mehr denn je ein Krisenherd. Und es war schon damals das Öl, das die Auseinandersetzungen verschärfte.

foto // wolfgang beisswenger // pixabay.com // CC0

1 // Tagesspiegel 06.02.15; Zeit online: Frauenbiografie überzogen mit Hollywoodlack

2 // Janet Wallach, „Desert Queen“ Originalausgabe New York 1996. Die deutsche Fassung erschien 1999. Janet Wallach ist freie Journalistin und in den USA eine bekannte Nahostexpertin. Die Autorin stützt ihre Darstellung auf die veröffentlichten Werke und die privaten Schriften der berühmten Britin, auf offizielle Dokumente, auf Briefe, Tagebücher, Zeitungsberichte; sie befragte Zeit- und Augenzeugen.

3 // Ob sie freiwillig aus dem Leben schied, wurde nicht eindeutig geklärt.

4 // Diese auflagenstarke Zeitung erschien von 1835 bis 1924 in New York City.

Gertrude Bell lebte selbstbestimmt, selbstbestimmt bis in den Tod – sie starb 58-jährig an einer Überdosis Schlaftabletten in Bagdad/Irak.<sup>3)</sup> Zu Lebzeiten brachte sie es zu Ansehen und zu großem politischen Einfluss. In einer von Männern dominierten Welt überzeugte sie mit Scharfsinn und Durchsetzungswillen.

### Wer war Gertrude L. Bell?

Sie war ein sehr widersprüchlicher Mensch, vielleicht war sie eine Getriebene. Sie war mutig und sie nahm sich außerordentliche Freiheiten heraus, gleichzeitig akzeptierte sie die Konventionen der viktorianischen Oberschicht. Sie war sich bewusst, dass Frauen unterbewertet sind, stellte sich aber gegen ihre Geschlechtsgenossinnen, als die, in der Sufragetten-Bewegung, für die Gleichberechtigung und das Frauenwahlrecht kämpften. Sie wünschte verheiratet zu sein, wollte sich aber keinem Mann unterordnen, der ihr nicht geistig ebenbürtig war. Zudem sollte er gesellschaftlich hoch angesehen und finanziell unabhängig sein. Sie war tatkräftig, forderte sich bis zum Äußersten, litt aber zeitweise unter Depressionen.

Sie hatte in den 1920er Jahren den offiziellen Status eines politischen Offiziers im Nahen Osten. Von ihren Neidern wurde sie als Araberfreundin verunglimpft.

### Ruhm überdauert die Zeit

„Die Forscherin, die den Irak erfand“ war 2014 ein Beitrag in der Zeitung *Die Welt* überschrieben. „Gertrude von Arabien“ titelte *Der Spiegel* am 31.05.2011 einen Bericht über sie. „Mesopotamiens ungekrönte Königin“ schrieb man über sie

schon 1921 im *New York Herald*.<sup>4)</sup> Wie kam Gertrude L. Bell, die Tochter eines Stahlmagnaten aus Newcastle/GB, zu diesen Ehren?

### Die Kindheit

Gertrude war drei Jahre alt, als ihre Mutter starb. Das enge Verhältnis, das sie in der Kindheit zu ihrem Vater entwickelte, hielt ein Leben lang. Sie war ein Vaterkind, aber sie schätzte auch ihre Stiefmutter, die Bühnenautorin war. Das belegen die Briefe, die sie regelmäßig an beide schrieb. Weil die Eltern die bestmögliche Ausbildung für ihre Tochter wollten, schickten sie Gertrude auf ein Mädchengymnasium nach London. Ihre Leistungen berechtigten sie zum Studium in Oxford. Sie wählte als Hauptstudienfach Neue Geschichte und bestand das Examen mit sehr gut.

### Die junge Frau

Ihr Onkel war britischer Botschafter in Rumänien. Als Gast in seiner Familie lernte sie die Diplomatenwelt kennen und konnte sich bald mühelos in ihr bewegen. Als der Onkel nach Persien versetzt wurde, begann sie Persisch zu lernen. Das beherrschte sie nach zwei längeren Aufenthalten in Teheran so perfekt, dass sie Gedichte aus dem Persischen (Farsi) ins Englische übersetzte. Zwei Jahre zuvor hatte ihr Buch „*Persische Reisebilder*“ schon für Aufmerksamkeit gesorgt. Sie war überdurchschnittlich sprachbegabt. Eingeladen zu einer Dinner Party konnte sie sich auf Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch, Persisch oder sogar Türkisch unterhalten.

Nach dem Tod ihres Geliebten, Henry Cardogan, den sie nicht heiraten durfte – er hatte sich hoch verschuldet –, trauerte sie fünf Jahre. 1902 begab sie sich in Begleitung ihres Bruders auf eine Weltreise. Anschließend studierte sie in Paris ägyptische, griechische, islamische, byzantinische Kunst und Archäologie.



GERTRUDE BELL  
1868 – 1926

foto: wikipedia. gemeinfrei



Gertrude Bell zwischen arabischen und britischen Würdenträgern (Archiv preuss. Kulturbesitz)

Bei der Royal Geographic Society in London lernte sie, wie man Land vermisst, astronomische Beobachtungen durchführt und Landkarten zeichnet. Das war ihr Weg sich aus der Trauer zu befreien.

## Die Forscherin

Bei ihren Aufenthalten in Persien hatte sie den Orientalisten Dr. Alfred Rosen kennengelernt. Der lud sie nach Jerusalem ein, wo er inzwischen deutscher Konsul war. Dr. Rosen lehrte sie auf Kamelen zu reiten und sich in der Wüste – bei Beduinen und Drusen – wohlfühlen. Mit einem Buch über diese Erlebnisse versuchte sie, ihren Landsleuten die Lebensweise der Wüstenbewohner näher zu bringen.

Weil sie den Nahen Osten bereisen wollte, begann sie in Jerusalem Arabisch zu lernen. Mit zwei Privatlehrern übte sie zeitweise bis sechs Stunden am Tag. Als sie glaubte, ihre Kenntnisse reichten aus, begab sie sich auf mehrere lange Wüstendurchquerungen – allein, d.h. ohne ein anderes Familienmitglied, ohne Anstandsdame. Allerdings bestand ihre Karawane aus zwanzig schwer beladenen Kamelen mit drei Kameltreibern, dazu kamen ihr Koch, ein arabischer Wüstenführer und ihr persönlicher Leibwächter. Die Expeditionen finanzierte sie aus eigener Tasche. Trotz aller mitgeführten Artikel westlicher Zivilisation waren es keine bequemen Reisen und gefährlich waren sie obendrein. Gertrude nahm ihre selbstgestellten Aufgaben das Land zu vermessen und zu kartographieren

sehr ernst. Sie erkundete archäologische Stätten, notierte Wasserstellen, erfasste die verwandtschaftlichen Beziehungen der Beduinen, die an diesen Stellen ihre Herden tränkten. Stolz berichtete sie ihrem Vater, dass sie von den Clanchefs wohlwollend empfangen wurde und dass es ihr eine Freude war, sich mit ihnen ohne Dolmetscher unterhalten zu können. Durch die Gespräche in den Zelten und Palästen wurde ihr die arabische Denkweise und Mentalität vertraut. Sie schätzte die blumenreiche Sprache ihrer Gastgeber, ließ sich aber davon nicht blenden. – Mit der Wahrheit nahmen sie es nicht so genau, wenn es darum ging, einen Vorteil zu erlangen. – Ihre schnelle Auffassungsgabe machte es ihr leicht, sie zu durchschauen und ihrer Taktik mit Klugheit und Charme zu begegnen. Stets war sie eine aufmerksame Zuhörerin, sie gab gerne Informationen weiter, sorgte aber dafür, dass sie jeweils mehr bekam als sie gab. Die Araber bewunderten sie.

## Die Vermittlerin

Die Türken – das Osmanische Reich – hielten große Teile Vorderasiens besetzt. Die größte Kolonialmacht in Asien waren aber die Briten. Der indische Vizekönig – er war Brite – war gleichzeitig Leiter der Verwaltung der unter britischem Einfluss stehenden Gebiete der arabischen Halbinsel. Das ist aus heutiger Sicht nur schwer nachvollziehbar. Als in Mesopotamien zwischen Türken und Briten Krieg ausbrach, sollte Gertrude zur Deeskalation beitragen. Sie reiste nach

5 // Biographie Königin der Wüste S. 420

6 // „Die letzte Person, die diesen Namen trug, war Aisha die Frau des Propheten“, schrieb Gertrude stolz an Hugh. Dass sie Britin, Frau und Christin war, spielte damals anscheinend keine Rolle.

7 // Um einen Posten beim brit. Geheimdienst bewarb sie sich erst, als das Vermögen ihres Vaters dahingeschmolzen war und ihre Ausgaben von den Einnahmen aus ihren Büchern nicht mehr zu finanzieren waren. Sie war inzwischen so bekannt bei der islamischen und weltlichen arabischen Elite, dass sie im Geheimen nicht tätig sein konnte.

8 // Sir Percy Cox war der brit. Administrator von Mesopotamien. In einigen Berichten wird Winston Churchill als der Grenzzieher genannt.

9 // „Chatun“ ist eine Hofdame, die dem Interesse des Staates ihre ganze Aufmerksamkeit widmet.

Basra/Irak mit einem Empfehlungsschreiben des Vizekönigs. Darin stand: „Sie ist eine außergewöhnlich kluge Frau mit dem Gehirn eines Mannes.“ Den Krieg konnte sie aber zu diesem Zeitpunkt nicht mehr verhindern. Er kostete Tausende Briten und Inder das Leben. Sieger blieben die von den Arabern ungeliebten Türken. Der weitsichtigen Gertrude war es unverständlich, dass sich ihr Land in einen Krieg begeben hatte, ohne vorher ein Konzept für den gesamten Mittleren Osten zu erarbeiten.

## Die Visionärin

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Völkerbund gegründet. Die Grenzen vieler Staaten wurden neu festgelegt. Gertrude kritisierte die anglo-französische Deklaration vom 18. Nov. 1918, in der den Arabern zugestanden wurde, unabhängige Staaten zu bilden, deren Staatsform und Staatsgrenzen noch verbindlich ausgehandelt werden müssten. Gertrude schrieb: „Das ist noch zu früh. Die arabische Gesellschaft ist noch nicht so weit.“

Sie kehrte von der Pariser Konferenz, bei der die Nahost-Frage verhandelt wurde, nach Mesopotamien zurück. Ihrem Vater teilte sie mit: „Ich führe offiziell zwar nicht die Geschäfte in Mesopotamien, aber im Augenblick war niemand da, der das hätte tun können, und da wir keine Zeit verlieren durften, habe ich mich halt vorgedrängt und es gemacht.“

Ihr Haus in Bagdad wurde ein Zentrum der Macht. Sie suchte mit großem Geschick die Vertreter der provisorischen irakischen Regierung aus, die bis zu den Wahlen die Geschäfte führen sollten. Sie akzeptierte, dass die Araber die Autonomie nicht von unten, vom Volk ausgehend, nach oben aufbauen wollten. Sie wollten erst ein Dach, das mit einigen Stützen hielt, und dann das Gebäude festigen. Sie wollten einen Herrscher (König). Gertrude meldete sich mit einem Weißbuch zu Wort. Ihr Werk „*Review of the Civil Administration of Mesopotamia*“ wurde dem Britischen Parlament vorgelegt. Für diese Arbeit erteilte sie großes Lob.<sup>5)</sup>

## Die Expertin

Miss Bell kannte die meisten Scheiche persönlich. Sie vermittelte zwischen ihnen, zwischen den Religionsführern der Sunniten und Schiiten, zwischen Stadtbevölkerung und Nomaden und natürlich zwischen Arabern und Briten. Für die Kolonialbeamten war sie eine gefährliche Konkurrentin. Die muslimischen Männer schätzten sie wegen ihrer Weisheit. Gerne und oft suchten sie bei ihr Rat. Sie verehrten sie, betitelten sie als „Umm al-Muminin = Mutter der Gläubigen“.<sup>6)</sup>

Das berührte Gertrude und machte sie glücklich. Sie mochte das Zweistromland Mesopotamien und sie wünschte sich

einen wirtschaftlich starken Irak, in dem Sunniten, Schiiten und Kurden auf Dauer friedlich zusammenleben würden.

1921 wurde sie zur Kairoer Konferenz berufen.<sup>7)</sup> Wieder war Miss Bell die einzige Frau unter den Teilnehmern. Wieder ging es um den Nahen Osten. Wieder trug sie ihre Visionen vor. Winston Churchill übernahm nach einigen Bedenken ihre Vorschläge für den zu bildenden Staat Irak. Er wollte aber, dass er britisches Mandatsgebiet bliebe. Die Saudis wollten zwei Nomadenstämmen bewegliche Grenzen zugestehen. Denn die Nomaden verbanden Eigentum mit Personen und Tieren und nicht mit Territorien. Fünf Tage und Nächte dauerten die Verhandlungen. Schließlich verlor Sir Cox<sup>8)</sup> die Geduld. Er nahm die Landkarte, die Gertrude erstellt hatte, zog sorgfältig eine rote Linie ein, wies einen Teil des Nedschd dem Irak zu, dafür bekam Saudi Arabien zwei Drittel des Gebietes von Kuwait. Außerdem markierte er zwei neutrale Zonen, eine kuweitische und eine irakische (wegen der Erdölvorkommen).

Im Dezember 1922 wurde das Abkommen unterzeichnet. Der von Gertrude favorisierte Feisal wurde zum König gewählt.

„Mesopotamiens ungekrönte Königin“ lautete daraufhin die Schlagzeile im New York Herald. Sie hatte ihr Ziel erreicht. Sie war aber Realistin. Sie wusste, dass den Irakern die britischen Hoheitsrechte ein

Dorn im Auge waren und dass vor König Feisal die schwierige Aufgabe lag, die Bevölkerung seines Landes zu einen. Dafür wurde sie aber nicht mehr gebraucht. Trotzdem blieb sie in Bagdad und baute das heute noch geschätzte archäologische Museum auf, dessen Direktorin sie bis zu ihrem Tode war.

## Ihr Vermächtnis

Gertrude Bell war Entdeckerin, Archäologin und Schriftstellerin. Sie reiste auf eigene Kosten durch den Orient, durchquerte unerforschte Wüsten, traf sich mit Kalifen, muslimischen Führern, mit Beduinen und Scheiche. Sie war die „Chatun“,<sup>9)</sup> eine analytisch und strategisch denkende, ledige Britin, die den Nahen Osten mit all seinen absurden Realitäten kannte und liebte. Ihre ganze Kraft steckte sie darein, bei der arabischen Bevölkerung für ein friedliches Zusammenleben zu werben. Ein Film, der ihre Liebesbeziehungen in den Mittelpunkt stellt, wird der wahren Bedeutung dieser starken, wenn auch komplizierten Persönlichkeit, Gertrude Lowthian Bell nicht gerecht.

Wie vertraut und geschickt Gertrude Bell im Umgang mit den arabischen Partnern war, zeigt das folgende Gespräch, das ich aus ihrer Biographie übernommen habe:

*Zu der Zeit um 1918/19 traf sie sich mehrmals mit einem Nomadenscheich, der eine Entschädigung für einhundert Rinder forderte, die er angeblich während der britischen Besatzung verloren hatte. Als Gertrude ihm eine Entschädigung von zwei Pfund pro Stück zusagte, leuchteten seine Augen, und er sagte, das sei durchaus akzeptabel. Da die „Chatun“ aber alle möglichen Gerüchte gehört hatte, wusste sie genau, dass der Mann das Vieh entweder vorübergehend zu einem Nachbarn getrieben oder es gegen Frauen eingetauscht hatte. Als er aufstand und sich mit „Salam“ verabschiedete, fragte Gertrude ihn auf Arabisch:*

*„Und wie viele Rinder hast du jetzt noch, o Scheich?“*

*„Fünfhundert“, erwiderte er.*

*„Und wie viele, bevor wir hierhergekommen sind?“*

*„Fünfzig.“*

*„Ali vom Fluss“ sagte sie ernst, „deine Herden sind von uns gut gehütet worden, abgesehen von den einhundert. Nimm die zweihundert Pfund, die stehen dir zu. Aber du musst dem König von England, der deine vierhundertfünfzig Rinder so gut bewacht hat, drei Jahre lang pro fünfzig Stück zehn Pfund zahlen.“*

*Der alte Scheich schwieg eine Weile, dann sagte er: „O du Gerechte, ich bitte dich, das mit der Rechnung nicht so ernst zu nehmen. Ich habe meine bereits vergessen.“*

*Als er das Zimmer verließ, hörte Gertrude, wie er murmelte:*

***„Sie ist der Satan.“***



# Lieber Vincent!

VON ELISE DONDER

*In zahlreichen Briefen hast Du Dich mitgeteilt. Nicht nur mit Strichen und Farben konntest Du malen, sondern auch mit Worten. Vielleicht verstehst Du Dich immer noch aufs Briefelesen? Ich traue mich mal einfach, Dir zu schreiben.*

*Es sind inzwischen 125 Jahre vergangen, seit Du diese Welt verlassen hast. Alle Welt redet von Dir. Nicht nur die Fachwelt, Kunsthändler, Maler, Museumsleute, sondern auch Liebhaber von Formen und Farben, Dilettanten, Alltagsmenschen wie ich.*

*Wie ist das möglich? Was ist geschehen? Du würdest dich wundern. Deine Bilder, die in Deinem Atelier, vielleicht auch im Lager oder in der Galerie Deines Bruders Theo auf Käufer gewartet hatten, sind nun im Besitz reicher Leute und berühmter Museen. Sie werden immer noch zu enorm hohen Preisen versteigert. Aber das ist nicht alles. Sie werden vermarktet, zu diesem Zweck -zigtausendfach vervielfältigt und hängen als Kunstdrucke in den Wohnungen, Büros, Arztpraxen, sind in Büchern, sogar auf Schals, Regenschirmen, Taschen und vielen erdenklichen Gegenständen zu bewundern. Sie sind für viele erschwinglich und nahezu jedermann zugänglich. Du würdest deinen Augen nicht trauen: Mit einer Informations- und Suchmaschine, die nun in fast allen Haushalten steht, kann man Deine Werke in wenigen Sekunden auf einer beleuchteten Fläche erscheinen lassen.*

*Deine Briefe an Theo und andere Adressaten wurden mitsamt den Skizzen zur Veröffentlichung freigegeben. Sie sind in Sammlungen als Bücher erschienen und werden eifrig gelesen.<sup>1</sup> Berühmte Leute, kürzlich der Schriftsteller Günter Wallraff, haben daraus zitiert.<sup>2</sup> Er war von Deinem Bild „Bauernkate in Nuenen“<sup>3</sup> bewegt. Du hättest Gefallen daran, wie er Deinen Sinn für die Armen, für Bauern und Arbeiter,*

*hervorhebt. Wallraff, selbst ein Kämpfer für die Benachteiligten unserer Gesellschaft, preist deine soziale Einstellung. Zu den einfachen Leuten fühltest Du Dich hingezogen.*

*Du hast einen Weg ertrötzt, sie auf Deine eigene Weise darzustellen; ebenso wähltest Du Landschaften und Gebäude fern von Konventionen, nicht abgehoben, nicht vornehm, sondern lebensnah und maltest sie so, wie Du sie gesehen hast! – Kannst Du Dich mit dem Gedanken anfreunden, dass Kopien dieser Werke nun mannigfach in vielen Behausungen zu finden sind?*

*Und noch etwas muss ich Dir berichten: Nicht nur zum Kunstgenuss, sondern auch zum eigenen Erproben und Schaffen ist der Weg nun für viele offen. Farben, Stifte und Malgründe sind nicht nur in Fachhandlungen, sondern in den ganz alltäglichen Gemischtwarenläden (neben Brot und Gemüse) im Angebot und gar nicht teuer. Mit Zeichnen, Malen und Gestalten kann sich nahezu jeder beschäftigen, der Lust dazu hat. Wann er das kann? Nach getaner Arbeit am Abend und Wochenende haben die Menschen Freizeit. Es gibt solche, die lieber alleine in Ruhe etwas schaffen möchten und andere, die in einem Atelier oder Kursraum Gemeinschaft und Gespräch beim Malen suchen. Menschen, die sich fremd waren, finden zueinander. Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und Gesellschaftsschichten.*

*Ich glaube, Du würdest Dich freuen.*

*t. à t. (tout à toi) | Elise*

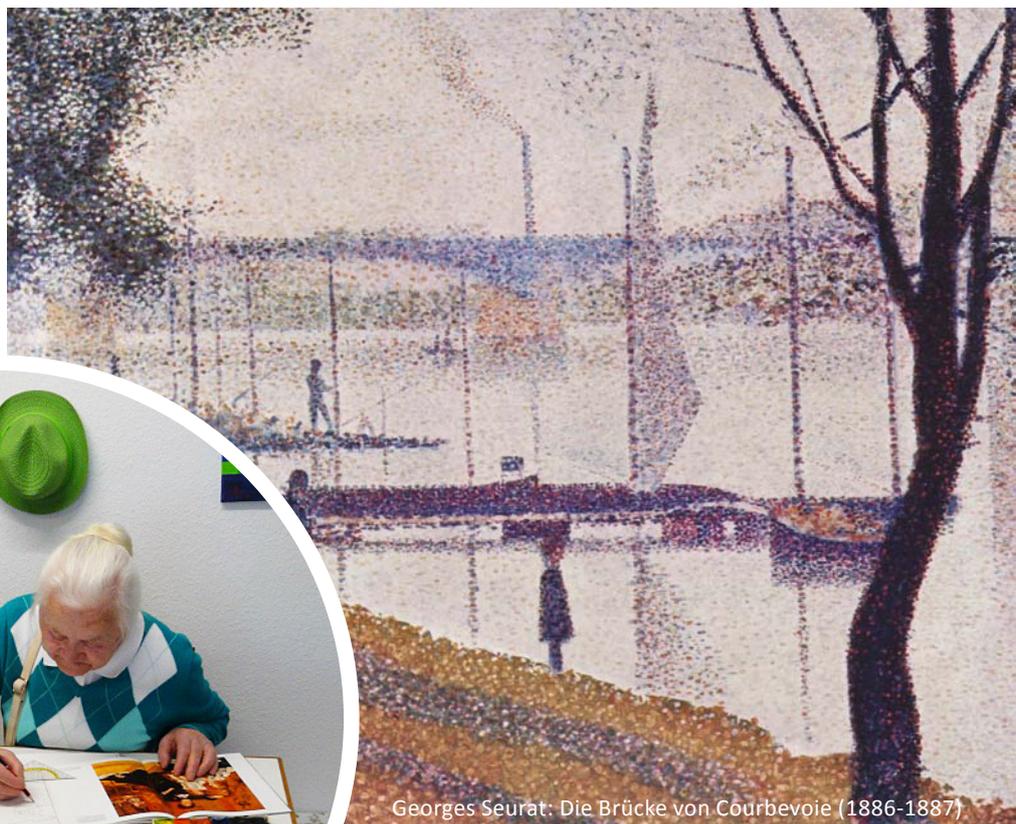
1 // Vincent van Gogh, Briefe, Reclam 2011

2 // Bilder. Geschichten – Schriftsteller sehen Malerei, München: Luchterhand, 2006

3 // In dem Ort Nuenen in den Niederlanden hat Vincent van Gogh zwei Jahre gelebt und gearbeitet.

## pointillismus

will man bilder dieser maltechnik betrachten, tritt man am besten einige schritte zurück // steht man zu dicht am gemälde, so schwirrt es vor bunten Pünktchen, und es ergibt sich noch nicht das ganze // die bekanntesten pointillisten sind die franzosen georges seurat und paul signac



Georges Seurat: Die Brücke von Courbevoie (1886-1887)



Georges Seurat: Ein Sonntagnachmittag auf der Insel La Grande Jatte (1884-1886)

## Gestern Dali, Heute Seurat

Frau Katja hat sich Seurat vorgenommen. Sie hat von dem Kunstband, den sie im Regal im Atelier gefunden hat, die Seite mit dem Bild „Le Pont de Courbevoie“ aufgeschlagen. Sie kommt seit einigen Monaten zum Bunten Atelier, einer Einrichtung des Migrationsdienstes der Caritas Krefeld. Sie ist zeitig da, breitet ihren Block aus oder rückt die Leinwand auf dem Tisch zurecht, nimmt Wasserfarben, Buntstifte, Kreiden oder Filzstifte (je nach Bedarf auch alles zugleich) und beginnt. Zu kopieren? Nein, eher setzt sie um! – setzt die Vorlage in ihre Farben- und Formen- und Gedankenwelt um.

## Ausdauer

Frau Katja arbeitet ausdauernd. In den zwei Malstunden schafft sie meistens ein Bild. Dann packt sie ihre Sachen zusammen, und man muss diese Zeit abpassen, will man ihr fertiges Werk noch sehen und würdigen. Während es noch ein wenig trocknen muss, räumt sie sehr sorgfältig alle Utensilien auf, nicht ohne Pinsel und Mischsteller gründlich gereinigt zu haben. Von uns, den anderen Hobbymalern, nimmt sie ein Kompliment, von ihrer Tochter eine Umarmung entgegen. Das neue Bild verschwindet in der Mappe, in der Tasche, und dann geht die Malerin ebenso pünktlich, wie sie gekommen ist.

## Mut

Ihren 79. Geburtstag hat Frau Katja im Bunten Atelier gefeiert. Jemand aus der Gruppe hat auf ein großes Plakat ein Portrait der kleinen energisch dreinschauenden weißhaarigen Dame mit ihrem grünen Hut gemalt. Darunter stehen Glückwünsche in kyrillischen Buchstaben. An der Wand, links von ihrem Platz, hat sie zu ihrem Ehrentag ihre eigene kleine Bildergalerie eingerichtet bekommen. Längere Zeit hatte sie sich mit Werken Dalis beschäftigt, nicht mit den surrealistischen, sondern mit frühen, noch nicht verfremdeten. Und mutig hat sie sich an sein Selbstportrait herangetraut. Nun schaut er verwegen aus der Bilderreihe hervor. Salvador Dali mit gewirbeltem Schnauzbart. Dali à la Katja.

## Nie zu spät

Es hat mich fasziniert, beim Entstehen dieses Bildes zuzuschauen. Was ich über Frau Katja weiß, habe ich von ihrer Tochter Lidia erfahren. Dass die Familie vor Generationen von Süddeutschland nach Kasachstan gekommen ist und dort eine entbehrungsreiche und schwierige Zeit verbrachte, darüber fand sie auch ihren Kindern gegenüber lange keine Worte. Jetzt, sagt die Tochter, durch das Malen öffne sie sich allmählich. Viel kann ich mich mit Frau Katja nicht unterhalten. Sie spricht einen besonderen Dialekt, der mal schwabendeutsch klingt und mal russisch. Ich habe den Eindruck, sie hat sich schon damit abgefunden, nicht gut verstanden zu werden – was das Verbale angeht. Aber sie fühlt sich ohne viele Worte akzeptiert und aufgehoben und vielleicht auch bewundert. Wenn wir ihr anerkennend zunicken, lächelt sie verschmitzt-verlegen.

Sie malt erst seit ungefähr drei Jahren. Damals schenkte ihre Tochter ihr ein Skizzenbuch, Buntstifte und ein Lehrbuch. Frau Katja räumte den Küchentisch ab, breitete die Malsachen aus und füllte seitdem Tag für Tag jede Seite und Rückseite vom Heft und dann noch jedes freie Eckchen mit ihren Übungen.

Als das zweite Buch in Fleißarbeit gefüllt war, versah sie es mit einer Widmung an ihre neun Kinder (in russischer Sprache), etwa folgenden Inhalts: Für meine Kinder: Bisher habe ich für Euch gestrickt, jetzt male ich für Euch!

## In eine andere Welt

Zum Bunten Atelier fährt man in einer Einkaufspassage in der belebten Krefelder City mit dem Aufzug in die zweite Etage einer Senioren-Wohnanlage, geht dann an der Rezeption vorbei nach draußen und befindet sich in einem wunderschönen Dachgarten mit idyllischen Plätzen und liebevoll angelegten Wegen. Immer dem Schild „Atelier“ folgend, gelangt man in eine andere erstaunliche Welt: Viele bunte Gemälde und Collagen an den Wänden, Ton-Objekte auf Regalen. An den Tischen und Staffeleien arbeiten junge und alte Krefelder aus unterschiedlichen Ländern unter Anleitung von Lidia und Anatoli an zwei Nachmittagen in der Woche.

# Frau Katja

VON ELISE DONDER

**Für meine Kinder:  
Bisher habe ich für Euch  
gestrickt, jetzt male ich  
für Euch!**



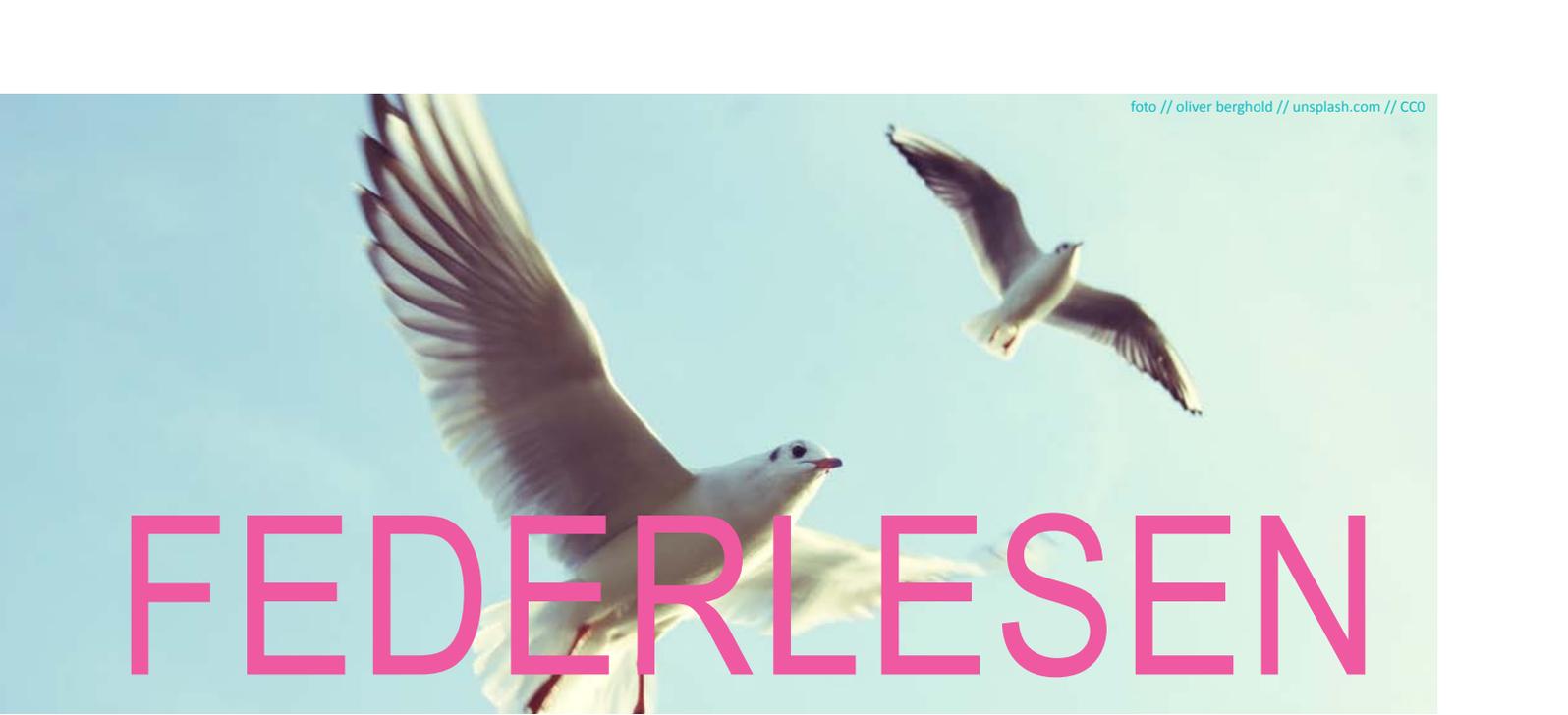
Frau Katja: Salvador Dali



Frau Katja: Die Brücke von Courbevoie



Frau Katja: Landschaft



# FEDERLESEN

**Auf dem Weg vom Gymnastikraum in den Speisesaal hüpfte Vera fast. Vor wenigen Minuten hatte sie ein Medizinball mit Wucht an der Stelle getroffen, wo vor einem halben Jahr noch ihre linke Brust war. Aber nichts war passiert außer einem kurzen mittelschweren Schmerz – nicht mehr und nicht weniger. Ein weiterer Schritt in die Normalität.**

VON ELKE ROOB

Ihre Tischnachbarin hielt mit beiden Händen die Kaffeetasse so umklammert, dass ihre knallrot lackierten Fingernägel wie ein Warnstreifen leuchteten. Ihr Frühstücksteller blieb wie jeden Morgen leer. Als sie Vera erblickte, griff sie nach der Möwenfeder neben Veras Tasse und hielt sie wie eine Trophäe hoch. „Ihr Verehrer gibt nicht auf. Wissen Sie mittlerweile, wer es ist?“ Ihre Stimme war unangenehm hoch, das Make-up zu dick aufgetragen. Welche Krebsart sie in diese Reha-Klinik geführt hatte, behielt sie für sich.

„Guten Morgen, Kornelia, haben Sie gut geschlafen?“ Man hatte sich auf den Vornamen und das Sie geeinigt. Vera nahm ihr die Feder aus der Hand und strich sich damit leicht übers Kinn. Es kitzelte. Sie konnte nicht leugnen, dass sie die allmorgendliche Aufmerksamkeit des Unbekannten genoss. Dies war bereits die fünfte schneeweiße Möwenfeder auf ihrem Platz.

Die beiden anderen Tischgenossinnen, die hübsche Ellen, die seit ihrer Zungen-Operation etwas lispelte, und die lange, dünne Petra – wie immer mit einer Leidensmiene – nahmen am Tisch Platz. Petra war so aufgebracht, dass ihre Hand zitterte, als sie sich Tee eingoss. „Ich war gerade bei der Rezeption und hab’ mich über den Kerl im Zimmer neben mir beschwert. Er

hält sich an keine Regel. Das geht so nicht weiter. Der ganze Flur stinkt nach seinen Zigaretten. Und saufen tut er auch. Wer meint er denn, dass er ist!“ Ellen nickte: „Ich rauch’ ja auch, aber doch nicht hier in der Klinik!“

Mit einem Handtuch um den Hals und trotz der herbstlichen Kühle barfuß und nur mit einer leichten Leinenhose und einem kurzärmeligen T-Shirt bekleidet, betrat der Gescholtene den Speisesaal durch die Tür, die direkt ins Freie führt. Seine Gestalt war aufrecht und sehnig.

Die sonnengebräunte faltige Haut hing an vielen Stellen, wo früher mal Muskelpakete waren, erschläfft herunter. Kein Gramm Fett war auszumachen. „Der war im Meer – bei der Kälte“, Ellen schüttelte sich. Im Stehen goss er sich eine Tasse Kaffee ein und leerte sie in einem Zug, dann noch eine – und schon verließ er wieder den Speisesaal. Es war ein kurzer Auftritt, der aber kaum einem der Anwesenden entgangen war.

Nach dem Frühstück schaute Vera am Schwarzen Brett nach, ob sich ein Partner für den Saunabesuch heute Abend gefunden hatte. Dies war die einzige Aktivität, die den Patienten hier nicht im Alleingang gestattet war. Tatsächlich hatten sich eine Klara und ein Herbert eingetragen. Für mehr als drei Leute bot die Sauna auch keinen Platz. Vera runzelte die Stirn bei dem Gedanken, sich beim ersten Saunabesuch nach der Operation gleich den Blicken eines Mannes aussetzen zu müssen. Sprachfetzen vorbeigehender Patienten drangen an ihr Ohr: „rausschmeißen“, „Hausordnung“, „eine Schande“. Sie dachte an die Möwenfeder in ihrer Sportjacke.

Sie kamen fast gleichzeitig: Klara, die mit über siebzig fast eine Generation älter als Vera war, aber noch beide Brüste vorweisen konnte – dafür teilte eine breite Narbe ihren Unterbauch – und Herbert, äußerlich unversehrt, bis auf seine Magerkeit. Nackt wirkte er älter und verletzlicher als bei seinem Auftritt nach dem Bad im Meer.

In der winzigen Saunakammer saßen sie schweigend nebeneinander, wofür Vera sehr dankbar war. Doch kaum hatten sie im Ruheraum auf den Liegen Platz genommen – Vera zwischen Klara und Herbert –, sprudelte es aus Klara heraus, die Geschichte ihres gesamten traurigen Lebens: Beide Söhne hatte sie ans Heroin verloren, beide berufstätige Familienväter. Der ältere starb mit 41, der jüngere folgte ihm zwei Jahre später im Alter von 36. Sie sorgte sich um ihre kiffenden Enkel. „Ist Heroinsucht vererbbar?“ Ihre eigene Krebserkrankung und die ihres Mannes waren nur eine Randbemerkung wert. Vera tat, als ob sie schlief. Herbert hingegen zeigte Interesse und Mitgefühl.

Als Klara geendet hatte, fuhr er nahtlos mit seiner Lebensgeschichte fort. Er habe als kleiner Polizist angefangen, dann habe er sich bei den Ledermacken in den USA zu einer Kampfmaschine ausbilden lassen und sei schließlich bei der GSG9 gelandet. „Sagt Euch Mogadischu noch etwas?“ Herbert duzte jeden.

Vera horchte auf. Bilder vom gedemütigten Gefangenen Schleyer, der entführten Landshut und den toten RAF-Häftlingen in Stammheim tauchten vor ihr auf, als Herbert die Stürmung der Maschine schilderte. Seine Stimme klang dabei völlig emotionslos.

„Wie stolz sie auf uns waren: nicht nur Helmut Schmidt und die Bundesregierung, sondern ganz Deutschland. Als Helden sind wir geehrt und gefeiert worden: Das Bundesverdienstkreuz hat man uns verliehen, sozusagen als Tapferkeitsfeder für uns und unseren ewig sabbernd Pfeife rauchenden Häuptling. Doch keiner hat sich darum gekümmert, wie wir mit dem Erlebten klarkamen. Ich war Monate lang in der Psychiatrie und kann heute noch keine Nacht ruhig schlafen. Ein anderer hat sich das Leben genommen. Aber wen hat's interessiert.“

Herbert richtete sich auf und schlug sein Handtuch noch enger um seine schmalen Hüften. Mit dem gestreckten Zeigefinger suchte er eine Stelle in Veras Bademantel-Dekolleté, jedoch ohne sie zu berühren.

„Ich kann meinen Gegner immer noch mit dem Druck meines Zeigefingers an der richtigen Stelle umbringen, und genug Geld habe ich auch gemacht. Aber innerlich bin ich tot.“

Klara streifte ihren Frotteemantel ab und griff nach dem Badetuch. „Mir wird kalt; ich geh' wieder rein.“

Herbert beugte sich über Vera. „Gefallen dir meine Federn?“ Vera lächelte: „Ach, du steckst dahinter.“

„Am Strand findet man ja auch schöne Steine, aber Federn sind leichter“, fuhr er fort. Vera verstand, wusste genau, was er meinte. Nach einer Pause fügte er hinzu: „Außerdem passen sie viel besser zu einem Engel wie dir.“

„Wir sollten Klara nicht so lange allein lassen. Komm, lass uns zu ihr gehen.“ Vera schritt voran und Herbert folgte. Den Saunagang verbrachten sie wieder schweigend.

Bevor sie sich trennten, baten sowohl Klara als auch Herbert darum, das Gehörte für sich zu behalten. Herbert zog einen Flachmann aus der Tasche seines Kapuzenpullovers und prostete den Beiden zu: „Auf die Geschichten, die das Leben schreibt!“ Dann nahm er einen großen Schluck. Klara schüttelte sorgenvoll den Kopf: „Du solltest achtsamer mit dir umgehen.“

Bald wusste die ganze Klinik von Veras und Herberts Beziehung, da er sein Versteckspiel nun aufgegeben hatte und Vera die allmorgendliche Feder gewöhnlich selber überreichte. Petra wandte sich dann wie angeekelt ab, Ellen schaute fasziniert, als ob sie einen Horrorfilm sähe, und Kornelia konnte sich die ein oder andere spöttische Bemerkung nicht verkneifen.

Sie waren nicht die einzigen, die ihrer Missbilligung deutlich Ausdruck verliehen – vor allem wegen Veras stets ausgesprochen freundlicher Reaktion auf die Geschenke: Sie lächelte Herbert an, erkundigte sich, ob er gut geschlafen habe, scherzte mit ihm und dankte ihm für seine Komplimente – ja, und manchmal berührte sie ihn sogar leicht an der Hand oder Schulter. Sie verabschiedeten sich dann stets, indem sie einander einen guten Tag wünschten – bis zum folgenden Morgen.

Am letzten Tag ihres Klinik-Aufenthaltes ging Vera vor dem Frühstück ans Meer, das im leichten Nebel lag. Von der Uferpromenade aus konnte sie nur eine Person am sonst menschenleeren Strand ausmachen – Herbert, der wohl gerade wieder ein Bad genommen hatte und schnell in Hose und T-Shirt schlüpfte. Dann zündete er sich eine Zigarette an und ging den Strand entlang, sodass Vera nur seinen Rücken sehen konnte. Nach einer Weile bückte er sich und hob etwas auf; er holte zum Wurf aus, traf, eilte zu der Möwe, und als er sie in der Hand hielt, drehte Vera sich um und rannte zurück in die Klinik und die Treppen hoch zu ihrem Zimmer. Sie kramte in ihrem Koffer, bis sie die Federn gefunden hatte, und warf sie in den Papierkorb.

Im Kleinbus, der sie mit vielen anderen Patienten zum Bahnhof bringen sollte, vermied sie es, aus dem Fenster zu sehen.

„Warum waren Sie denn nicht beim Frühstück? Ihr Verehrer hat Sie vermisst.“

Kornelia stupste sie in die Seite. „Nun schauen Sie doch endlich mal. Er winkt Ihnen mit einem ganzen Strauß von Federn zu.“

Vera schloss die Augen:

Federn sind leichter ...  
– von wegen!



Die Einwohner von Rheindahlen werden von der Besatzung zusammengetrieben und in Sammellagern untergebracht.  
(Foto: Stadtarchiv Mönchengladbach)



Rheindahlen nach der Eroberung: Evakuierung der Frauen und Kinder durch die 9. US-Armee.  
(Foto: Stadtarchiv Mönchengladbach)



US-Soldat in den Ruinen vor dem Münster.  
(Foto: Stadtarchiv Mönchengladbach)

Frühjahr 1945: Für die Menschen am Niederrhein endeten die Schrecken des Zweiten Weltkrieges.

Stolz schrieb im Februar der britische Kriegshistoriker Thompson: „Kein Stein blieb auf dem anderen; der Anblick einer noch stehenden Mauer wurde zum Phänomen.“

Wie kam es zu dieser Entwicklung?

# *Vor siebzig Jahren Ende des Zweiten Weltkrieges*

VON KARL-HEINZ THIFESSEN



foto // gertrud grins

## D-DAY

Am 6. Juni 1944, dem sogenannten D-Day, gelang es den Alliierten mit der Landung in der Normandie, den deutschen Verteidigungswall zu durchbrechen. Seither drängten britische und amerikanische Divisionen unaufhaltsam der deutschen Reichsgrenze entgegen. Die damit verbundenen immer häufiger werdenden Luftangriffe auf deutsche Städte zeigten überdeutlich die alliierte Dominanz.

## LETZTES AUFGEBOT

Bereits Mitte September hatten sie Frankreich, Belgien und Luxemburg zurückerobert. In einem Akt der Verzweiflung versuchte die Deutsche Wehrmacht im Dezember 1944 noch einmal das Blatt zu wenden. Doch die Ardennen-Offensive wurde gestoppt und die Front verlief nunmehr nur noch wenige Kilometer von der alten Kaiserstadt Aachen und damit vom Reichsgebiet entfernt.

Während die von den Amerikanern ausgerufene Operation Grenade von Westen her auf das Reichsgebiet vordrang, rückten gleichzeitig von Norden Kanadier und Briten in einer Zangenbewegung zur Eroberung des Niederrheins an. Beide Armeeverbände sollten sich bei Geldern vereinigen und die verbliebenen deutschen Truppen einkesseln.

Die deutsche Armee sah sich außer Stande, diesen gewaltigen Vormarsch zu verhindern, zumal wichtige Kampfverbände an die ebenfalls schwer unter Druck geratene Ostfront abgegeben werden mussten. Verzweifelt wurden alte und blutjunge Kämpfer im Volkssturm rekrutiert und in eine sinnlose Abwehrschlacht mit vielen Toten geworfen. Selbst Schüler, schlecht ausgebildete Fünfzehn- und Sechzehnjährige, gehörten zum letzten Aufgebot.

## AUSSICHTSLOS

Evakuierungsanweisungen an die mehr und mehr verunsicherte Bevölkerung gab es ab Oktober 1944. Immer mehr Menschen verließen daraufhin ihre Heimatorte – teils gezwungen, teils freiwillig –, da sie unweigerlich in kürzester Zeit zum Kampfgebiet würden.

Obwohl fast überall noch Widerstand aufbrannte, rückten amerikanische Kampfverbände täglich näher und standen am 27. Februar 1945 auf einer Linie zwischen Hückelhoven – Erkelenz – Königshoven. Nur wenige Tage vor dem Einmarsch wurde am 23. Februar Erkelenz bei einem Bombenangriff fast vollständig zerstört, ebenso erging es Wickrath und Rheindahlen.

Danach dauerte es nicht mehr lange, bis die ersten Soldaten der neunten amerikanischen Armee auf Mönchengladbach/Rheydt vorrückten. Sie schätzten zunächst die Stärke des deutschen Widerstandes viel höher ein, als er tatsächlich war, doch zur Verteidigung der Städte standen an Wehrmachteinheiten nur noch vereinzelt Truppenteile zur Verfügung. Das Kräfteverhältnis zu den Alliierten betrug in etwa 1:10.

## KRIEGSENDE IN MÖNCHENGLADBACH

Damit wurde jedem klar, dass beide Städte mit den verbliebenen Kräften nicht zu halten waren. Teile der nationalsozialistischen Stadtverwaltung setzten sich bereits Richtung Krefeld und Düsseldorf ab. Die gesamten Fahrzeuge der Polizei wurden auf die rechte Rheinseite geschafft.

Erste Kämpfe um Mönchengladbach gab es im Gebiet des Hardter Waldes. Gewaltige Detonationen waren weithin hörbar. Gleichzeitig setzten Panzer- und Infanterieeinheiten mit ständiger Unterstützung von Jagdbombern die Einkesselung in nordöstlicher Richtung fort.

Von allen Seiten tasteten sich amerikanische Panzer- und Infanterieeinheiten vor. Widerstand war kaum zu verspüren, Schützengräben und Gewehrstellungen waren verlassen, nur vereinzelt fielen Schüsse. Unter den rund 50.000 Bewohnern, die noch in Mönchengladbach lebten, brach Panik aus.

Sie ließen sich kaum noch auf den Straßen sehen, sondern verkrochen sich dorthin, wo sie in den letzten Monaten ohnehin die meiste Zeit verbracht hatten: in den Kellern und Luftschutzbunkern. Die Stadt lag unter starkem feindlichem Artilleriebeschuss. Über den Ruinen patrouillierten ständig Beobachtungsflyzeuge.

Um die Mittagszeit des 1. März war es soweit: Die ersten Panzer der neunten amerikanischen Armee rollten in Mönchengladbach und Rheydt ein. Gegen 10:45 Uhr erreichen sie den Marienplatz und um 14:00 Uhr den Alten Markt. Die wenigen kurz zuvor noch zusammengestellten Verteidiger zogen sich angesichts der massiven gegnerischen Übermacht hinter die Niers zurück. Die Übergabe erfolgte weitgehend kampflös.

## BEFREIUNG?

Den Bewohnern wurde befohlen, aus den Bunkern zu kommen und versprengte deutsche Streitkräfte zu melden. Weiterhin mussten Waffen, Munition, Radios, Brieftauben, Sender und Fotokameras abgeliefert werden. Schlagartig wurde den Menschen bewusst, dass sie von nun an ein besiegtes Volk waren und sich der alliierten Gesetzgebung unterzuordnen hatten. Bei jeglichen Hilfeleistungen für den »Feind«, womit von nun an die deutschen Truppen gemeint waren, drohten schwere Strafen durch alliierte Militärgerichte bis hin zu Todesstrafen. Während beim Einmarsch die Bevölkerung relativ unbehelligt blieb, kam es wenig später häufig zu Übergriffen und Belästigungen. Bei Racheakten von befreiten Zwangsarbeitern sahen die Besatzer weg.

In den folgenden Tagen eroberten die Amerikaner in rascher Folge Neuss, Krefeld und bald schon den gesamten Niederrhein. Am 10. März befand sich das linke Rheinufer in alliierter Hand. Was bedeutete dies alles für die dort lebenden Menschen?

Die meisten erlebten das Ende des Krieges keineswegs als Befreiung. Nur nach und nach gelang es, die Fesseln der Diktatur abzustreifen. Das Tausendjährige Reich war untergegangen. Zunächst war man heilfroh, die Bombenangriffe überlebt zu haben, obwohl es ringsum trostlos aussah. Fast jede Familie hatte Tote zu beklagen. Allein in Mönchengladbach waren 42% der Wohnungen von 1939 zerstört und weitere 30% beschädigt

## ZERSTÖRUNG UND NOT

Überall gab es Spuren der Zerstörung. In den Straßen türmten sich Trümmerberge. Hinzu kam die Sorge um vermisste Angehörige. Zahlreichen Bewohnern fehlten nicht nur das Dach über dem Kopf, sondern auch Nahrungsmittel, Wasser, Strom usw. Eine Infrastruktur gab es nicht mehr.

Rigoros sperrten in Mönchengladbach am 8. März englische Soldaten große Bereiche des Stadtteils Eicken ab, u.a. auch das Fußballstadion am Bökelberg und die Kirche St. Elisabeth. Die Bewohner mussten ihre Häuser verlassen und zusehen, wo sie unterkamen. Verbotsschilder zeigten den Zivilisten eindeutig an: Sperrgebiet! Bei Betreten drohte die Todesstrafe. Ähnlich ging es auch in anderen Städten am Niederrhein zu. In Wickrathberg richteten die Amerikaner im April 1945 ein Kriegsgefangenenlager ein (vgl. Zwischentöne Nr. 29)

### Verwendete Quellen:

Bosch, Heinz: Der Zweite Weltkrieg zwischen Rhein und Maas, Geldern, 1970.

Hügen, Ludwig: Der Krieg geht zu Ende. Niederrheinische Berichte zur Operation Grenade 1945, Viersen, 1982.

Hügen, Ludwig: Operation Granate. Die Besetzung der Städte M.-Gladbach, Rheydt, Viersen und Krefeld - Uerdingen durch amerikanische Panzerdivisionen und der Panzerkampf in Schiefbahn am 1./2. März 1945, Willich-Schiefbahn, 2002.

Michels, Wilhelm: Niederrheinisches Land im Krieg. Ein Beitrag zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges, Kleve, 1965.



Foto: Stadtarchiv Mönchengladbach  
Blick vom Geroplatz zum Abteiberg mit Münster und Rathaus Abtei



Foto: Stadtarchiv Mönchengladbach  
US Soldaten der 9. US Armee durchkämmen am 27.02.1945 die Bismarckallee (heute Trompeterallee) in Wickrath

## NEUANFANG

Nachdem die Zuständigkeiten über die besetzten Gebiete geklärt waren, bekleidete in Mönchengladbach der Briten Donald Syme ab Juni die Position des Stadtkommandanten, Wilhelm Elfes war schon seit April von den Alliierten eingesetzter Oberbürgermeister. In Rheydt übernahm dieses Amt August Broicher. Schwierig war für viele die Überwindung der Sprachbarriere, denn kaum jemand verstand die neuen Herren. Vor den Menschen lag ein Leben unter fremder Herrschaft in Ruinen und der Kampf ums tägliche Brot. Allenthalben wurden Plakate angeschlagen, die immer neue Anordnungen und Ausgangssperren der Militärregierung bekanntmachten. Die Evakuierten kehrten heim, ebenso Wehrmachtsangehörige und Kriegsversehrte. Tagtäglich kamen Flüchtlinge aus den Ostgebieten, die irgendwie untergebracht und ernährt werden mussten. Dennoch erkannte man auch rasch die Chancen, die das Kriegsende bot. Die Menschen lernten es, sich mit den neuen Herren zu arrangieren, aus den ehemaligen Feinden wurden Freunde. Vor ihnen lag eine Zeit des Umbruchs, des Wiederaufbaus, verbunden mit der Hoffnung auf dauerhaften Frieden.



# Kohlenklau

VON KARL-HEINZ THIFESSEN

Der Winter 1945/46 liegt mit bitterer Kälte auf den Trümmern der zerstörten Stadt. Seit einem halben Jahr fallen zwar keine Bomben mehr, doch es fehlt an allen Ecken und Enden. Besonders knapp sind Nahrungsmittel und Brennstoffe. Für die Menschen gilt es, das eigene Überleben zu sichern.

Bundesarchiv, Bild 183-R68236 CC-BY-SA

Wie einen unendlich wertvollen Schatz versteckt Klara Baumanns unter ihrem Mantel eine grüne Stofftasche mit einigen Lebensmitteln für die kommenden Tage. Fast den gesamten Nachmittag hat sie an der Ausgabestelle in einer langen Menschenreihe gestanden und tatsächlich es ist ihr gelungen, ein Stück Brot, drei Scheiben Käse und 150 Gramm Fleisch zu ergattern. Horst und Hermann, ihre zwölf und neun Jahre alten Kinder, werden sich freuen.

Von ihrem Mann hat Klara schon lange nichts mehr gehört, genauer gesagt seit seinem letzten Fronturlaub im Sommer 1944. So begingen sie schon das siebte Weihnachtsfest ohne ihn. Diesmal kam nicht einmal ein Gruß. Das macht ihr große Sorgen.

Daran zu denken, dass er vielleicht gar nicht mehr lebt, verbietet sich von selbst. Doch nachts holt Klara die Ungewissheit erbarmungslos ein und lässt sie stundenlang nicht schlafen. In den vergangenen Monaten scheint sie um Jahre gealtert. Bei einem der letzten Bombenangriffe wurde ihr schönes Eigenheim völlig zerstört. Sie und ihre Kinder überlebten nur, weil sie sich rechtzeitig in einen Luftschutzbunker retteten. Als Zuflucht blieb ein kleines Holzhäuschen im Schrebergarten direkt hinter den Eisenbahngleisen. Dort leben sie seit Monaten und dennoch geht es ihnen besser als manch anderen. Gott sei Dank fallen keine Bomben mehr.

Von Weitem künden dicke grauen Rauchwolken das Herannahen eines Güterzuges an, der direkt aus dem Ruhrgebiet kommt. Einmal in der Woche rollt er mit schwer beladenen Kohlenwagons durch den Hauptbahnhof. Zeigt das Signal rot, muss er anhalten und minutenlang warten, bis ihm die Durchfahrt gewährt wird. ▶

## Kohlejäger

Sie hat schon davon gehört, dass junge Leute – oft sind es auch Kinder – genau diese Zeitspanne abpassen. Unter Lebensgefahr klettern sie dann auf die Waggons und werfen in aller Eile den unten wartenden Angehörigen Kohlebrocken oder Briketts zu. Das ist sehr gefährlich, manch einer stürzte beim plötzlichen Wiederanfahren des Zuges auf die Gleise und bezahlte seinen Mut mit dem Leben.

Ältere, denen das Risiko zu hoch ist, reißen deshalb mit Stangen den wertvollen Brennstoff einfach nur herunter, sammeln rasch alles ein, um dann wieder so schnell wie möglich das Weite zu suchen. Doch darf man das? Ist das nicht Diebstahl? Diese Fragen wollen Klara nicht aus dem Kopf.

Andererseits hörte sie vom Erzbischof Frings aus Köln, der erst vor wenigen Tagen während der Sylvesterpredigt im Dom den hungernden und frierenden Menschen zurief, dass Diebstahl in der Not keine Sünde sei.

Horst, ihr ältester Sohn, ist fast schon so groß wie seine Mutter und fühlt sich stark genug, ebenfalls auf die Waggons zu klettern. Obwohl noch im Kindesalter, wirkt er schon erwachsen und weiß um seine Verantwortung für die Familie. „Ich schaffe das schon“, beschwichtigt er die Bedenken seiner Mutter.

„Und ich helfe dir dabei.“ Die vorschnellen Worte des neunjährigen Hermann ängstigen Klara. „Jaja“, hält sie ihm entgegen, „dann kommen die Wärter von der Bahn und sperren euch beide ein.“

Doch sie weiß, dass sie dem Drängen ihrer Kinder nicht mehr lange widerstehen kann, und wenn sie ehrlich zu sich selbst ist, will sie das auch gar nicht mehr. Wahrscheinlich dauert es nicht mehr lange, bis sie sich in der kalten Bretterbude erkälten und krank werden. – Und dann? Wer soll ihnen helfen?

Am folgenden Abend decken dichte graue Wolken den Himmel vollkommen zu. Es friert leicht und tagsüber hat es immer wieder nach Schnee ausgesehen. Tatsächlich fällt nun feines Geriesel lautlos nieder. Aus den Trümmern einiger zerstörter Häuser in unmittelbarer Nähe schimmert schwaches Kerzenlicht. Der steile Anstieg hoch zu den Gleisen erweist sich mehr und mehr als glitschige Rutschbahn. Es riecht nach Erde und Feuchtigkeit. Klara, Horst und Hermann ziehen es deshalb vor, sich hinter einem dichten Gebüsch unterhalb des Bahndammes zu verstecken. Sie wissen, dass sie nicht alleine hier sind, denn schon bei einem kleinen Blick zur Seite sehen sie die grauen Menschenknäuel der anderen Kohlejäger.

Klara zieht den Kragen des dünnen Stoffmantels bis an den Hals, dennoch ist ihr kalt und sie friert fürchterlich. Mehrmals haucht sie in ihre klamm gewordenen Hände. Den Kindern scheint die Kälte nichts auszumachen.

Ganz im Gegenteil: Ihre Gesichter glühen regelrecht vor Erregung. Gespannt reagieren sie auf jedes Geräusch.

## Hält der Zug?

Plötzlich kommt Bewegung in die Menschen am Bahndamm. Von ferne vernehmen sie das Pfeifen des heranahenden Güterzuges. Klara reißt die Augen weit auf und schaut nach oben. „Jetzt ist es soweit“, geht es ihr durch den Kopf. „Der ist bestimmt noch zwei Kilometer entfernt“, beruhigt Horst seine Mutter.

Sie antwortet nicht, wischt sich zum wiederholten Mal mit dem Handrücken einige Schneeflocken aus dem Gesicht und starrt gebannt auf die Signallichter, die nur verschwommen zu erkennen sind. Nur wenn rot aufleuchtet, hat sich die bisherige Aufregung gelohnt.

Doch noch stehen alle Lichter auf grün. Das würde bedeuten, der Zug fährt ohne Halt an ihnen vorbei. Dann wäre alle Mühe umsonst. Nur Sekunden später die Erlösung: Rotes Licht blinkt auf. Schrill quietschen die Bremsen der Schlepplok. Ächzend verlangsamen die großen Eisenräder ihre Drehzahl und Sekunden später steht die Lokomotive wie ein fürchterliches Dampf speiendes Monster zischend über ihnen. Für einen Augenblick herrscht gespannte Ruhe. Klara drückt Horst fest an sich, als wolle sie ihn nicht mehr loslassen.

Die Kohlentransporter werden bewacht, meistens von deutschem Bahnpersonal, mitunter übernimmt auch englisches Militär diese Aufgabe. „Wer denen in die Hände fällt, dem gnade Gott“, grübelt sie. Doch zum Glück ist weit und breit nichts Verdächtiges zu sehen.

## Keine Zeit für Angst

Schon bald kriechen die ersten Gestalten, überwiegend Männer und junge Burschen, mit tief ins Gesicht gezogenen Mützen aus den Sträuchern hervor, schleichen hoch Richtung Gleise und versuchen die vor Nässe glitzernden Waggons zu erklimmen. Jede Sekunde ist kostbar, der Zug steht nicht ewig hier. Einige rutschen an den glatten Planken ab, versuchen es immer wieder, so lange bis sie irgendwie oben ankommen. Der flinke Horst Baumanns gehört zu den Ersten, die ihr Ziel erreichen. Bald schon fliegen die begehrten schwarzen Brocken herunter.

„Komm, Mutter, sonst gehen wir am Ende noch leer aus“, flüstert Hermann und kriecht mit ihr, immer wieder ängstlich zur Seite schauend, auf allen Vieren näher heran. Unter seiner Jacke zieht er einen zusammengefalteten Kartoffelsack hervor, in dem die wertvolle Beute versteckt werden soll. Nur schemenhaft erkennt er das Gesicht seines Bruders.

Obwohl dem Neunjährigen der direkt vor ihm stehende Kohlewaggon wie eine finstere Wand aus Eisen von

ungeheuren Ausmaßen vorkommt, bleibt keine Zeit für Angst. Er muss sich beeilen, denn neben und hinter ihm robben ebenfalls Frauen und Kinder heran. Alle raffen wahllos umher und stopfen so viel wie möglich in mitgebrachte Säcke oder Körbe. Es kommt darauf an, schneller zu sein als die anderen. Und dann ... nichts wie weg.

## Stehen bleiben!

Doch plötzlich zucken sie zusammen: Eine große uniformierte Gestalt schält sich unvermittelt aus dem Schneegeriesel heraus und stapft mit Riesenschritten näher. „Bahnpolizei!“, dringt es barsch an ihre Ohren.

Rasch überwinden die jungen Kerle auf den Waggons den ersten Schrecken, schauen nach links und rechts, springen halsüberkopf herunter und versuchen zu fliehen.

Horst schlägt jedoch so unglücklich auf, dass er sich einen Fuß verrenkt. Fast hätte er laut aufgeschrien; um sich jedoch nicht zu verraten, presst er die Lippen fest zusammen und schluckt seinen Schmerzensschrei regelrecht herunter. Nur mit Mühe hält er sein Gleichgewicht. An eine schnelle Flucht ist nicht mehr zu denken.

Hermann und Klara eilen zu Hilfe, versuchen ihn zu stützen, rutschen aus und fallen hin. Alle drei liegen auf dem Boden. Die Nässe durchdringt jählings ihre Kleidung, während sich die harten Schritte des schwergewichtigen Uniformierten unaufhaltsam nähern. Wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln beugt er sich über sie, bereit seine Beute zu ergreifen. „Aufstehen und mitkommen. Das ist Diebstahl. Ihr gehört vors Militärgericht.“

Klara legt schützend ihre Arme um die Kinder. Trotz allem ist sie auch irgendwie erleichtert, dass dieser Kerl deutsch spricht. „Er wird uns am Ende doch laufen lassen“, hofft sie. „Er kennt doch die Not seiner Landsleute.“

Alle anderen, die kurz zuvor noch neben ihnen von den Waggons gesprungen sind, sind plötzlich wie vom Erdboden verschluckt. Mit einem langgezogenen Pfeifton setzt sich der Güterzug zischend und fauchend wieder in Bewegung.

„Lass sie laufen, das sind doch noch Kinder“, bettelt Klara immer wieder. „Wir geben ja alles zurück.“

„Wer klaut, muss dafür auch gerade stehen“, zischt der Dicke zurück. Gierig ergreifen seine breiten Hände den Sack, in dem sich gerade einmal drei kleine Kohlebrocken und vier Briketts befinden. Gleichzeitig schiebt er Klara in ein Bahnwärterhäuschen. „Ihr kommt auch mit“, zischt er die Jungs an.

Mit verzerrtem Gesicht humpelt Horst hinterher und wird dabei, so gut es geht, von Hermann gestützt. Im Innern der Blechbude ist es fast so kalt und zugig wie draußen.

## Erpressung

„Was wollen Sie von uns?“, fragt Klara und drückt die Kinder wieder dicht an ihren Körper. Der Mann in der grauen Uniform grinst. „Naja“, wispert er. „Ich bin ja kein Unmensch. Ihr könnt euch freikaufen. Vielleicht sehe ich dann von einer Anzeige beim Militärgericht ab.“

„Freikaufen!“, sagt Klara entsetzt und hätte am liebsten laut aufgeschrien. „Womit denn? Wir haben doch selber nichts.“

„Wenn du mir deine Bezugsmarken gibst, könnte ich mich überreden lassen, von einer Strafe abzusehen.“

„Die habe ich erst gestern eingetauscht“, antwortet sie entsetzt. „Umso besser“, grinst der Wärter. „Dann kannst du deine Strafe in Naturalien bezahlen.“

Klara wäre dem Kerl fast an die Gurgel gesprungen, doch sie fühlt sich unterlegen und wehrlos.

„Los, geh nach Hause und hole alles. Wehe, du versuchst mich zu hintergehen“, sagt er im Befehlston. „Dann siehst du deine Kinder nicht mehr wieder.“ Er wartet auf irgendeine Reaktion. „Du hast die Wahl, entweder du tust, was ich dir sage, oder ich melde euch alle drei bei der Bahnpolizei.“

Von außen nähern sich Schritte. Nervös richten sich die Augen des Mannes auf die Eingangstür. Nur einen Wimpernschlag später wird sie hart aufgestoßen und mehrere britische Soldaten stürmen herein.

## Die Briten

„Hands up“, ruft einer. Mit einer schnellen Drehung versucht der vermeintliche Wärter zu fliehen, doch ehe er sich versieht, packen die Engländer zu und drängen ihn in eine Ecke. Durch den Aufprall des schweren Körpers vibrieren die dünnen Blechwände derart, dass ein Fenster zu Bruch geht. Die Briten schimpfen und schieben ihren Gefangenen durch die Tür ins Freie.

Von Klara und den Kindern nehmen sie kaum Notiz. Erst als sie ihre verdutzten Gesichter und den Kohlesack sehen, dreht sich ein Soldat um und sagt in gut verständlichem Deutsch: „Ihr habt gestohlen, eigentlich müssten wir euch auch mitnehmen. Aber dieser Verbrecher ist wichtiger. Also macht, dass ihr verschwindet.“

Klara versucht noch einige Kohlenstücke zu retten, doch er geht rigoros dazwischen und reißt den Sack an sich: „Das könnte dir so passen.“

Wie versteinert steht sie da und sieht die Soldaten mit dem Kohlesack und dem angeblichen Bahnpolizisten im stärker werdenden Schneefall verschwinden. Wer er wirklich war und was aus ihm wurde, hat Klara niemals erfahren.